

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Tanzpause auf einem Spreewälder Dorfballe ♦ Gemälde von Prof. Philipp Franck (Ausschnitt)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Aannahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Zustellungsgebühren



„---Verblassen?

nein, gnädige Frau,

das ist bei diesem Stoff nicht zu befürchten, er ist ja indanthrenfarbig!

Die Farbechtheit eines solchen Gewebes ist unübertroffen; es gibt nichts Besseres!

Achten Sie bitte beim Einkauf von Stoffen und Garnen aus Baumwolle, Kunstseide oder Leinen auf die bekannte Indanthren-Schutzmarke.

Jedes gutgeleitete Textilwarengeschäft führt indanthrenfarbige Waren.

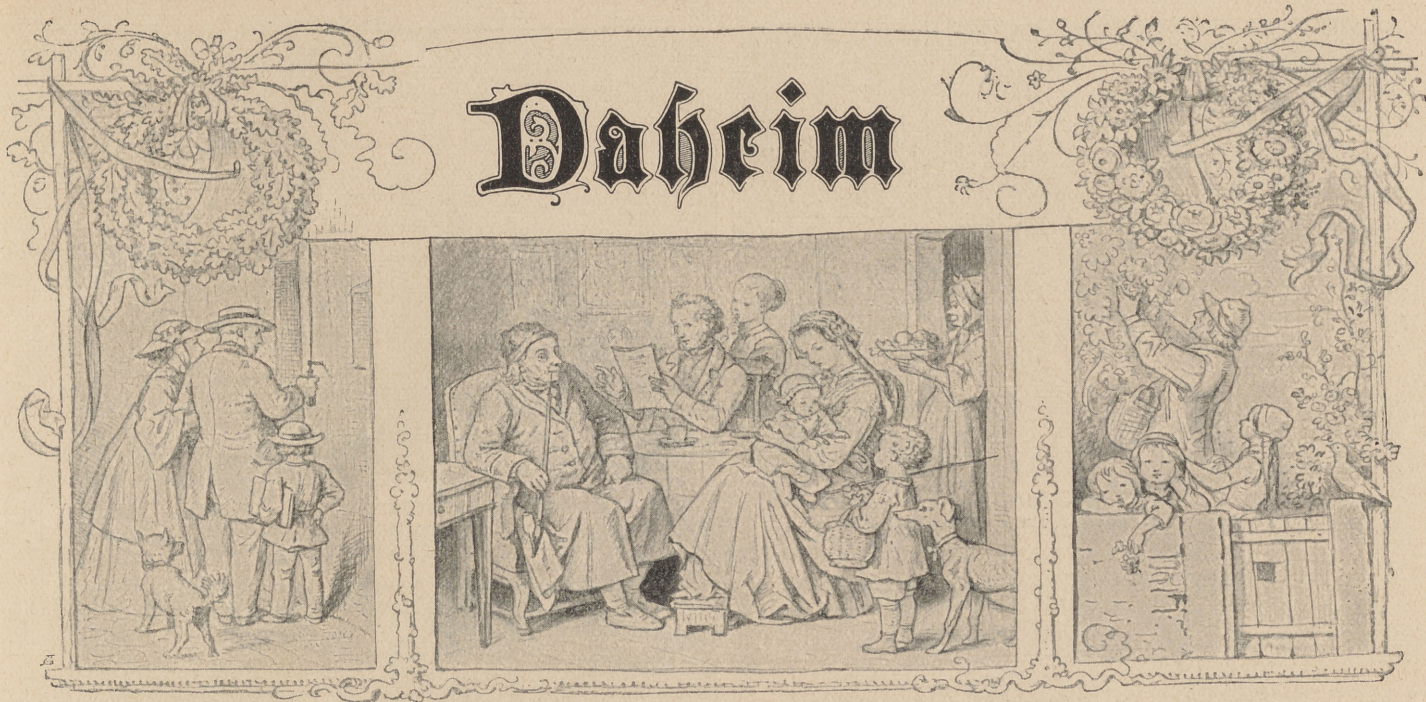


So sieht ein Kasseler Hafer-Kakao Junge aus.

Originalbild des kleinen H.K.,
Zweieinhalb Jahre alt, aufgeweckt,
kräftig, elastisch, durch sein tägliches
Lieblingsgetränk, den blut- und muskel-
bildenden,

Kasseler Hafer-Kakao

Nur echt in blauen Schachteln zu Mk 1.-, nie lose



64. Jahrgang. Nr. 19

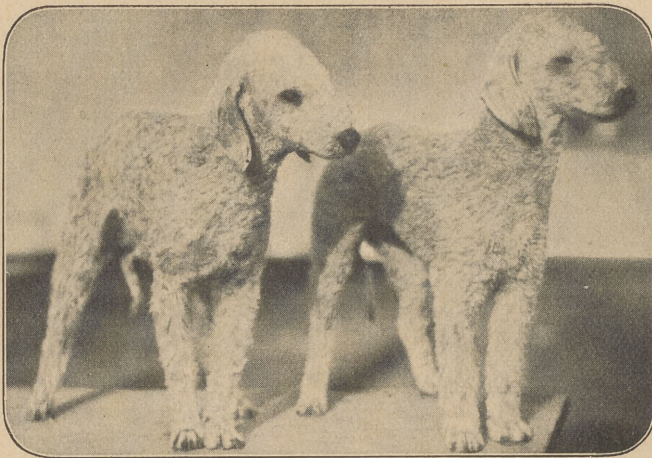
4. Februar 1928



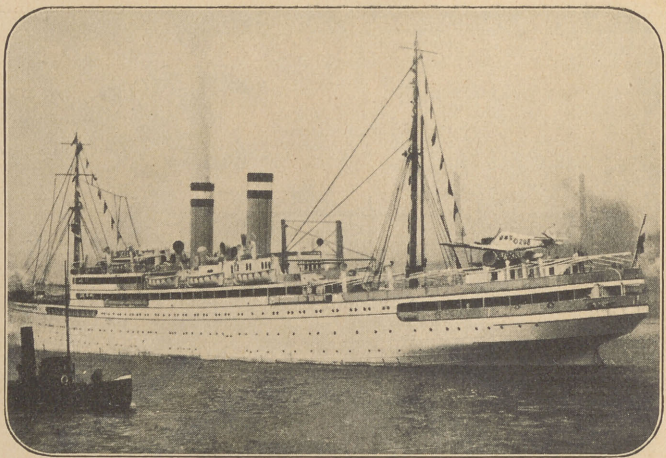
Lichtfest in Worms.

Der Dom im Scheinwerferlicht während der Tagung der Vereinigung der Elektrizitätswerke am Mittelrhein. (P. Wirth-Frankfurt.)

Nachdruck verboten.



Keine Schafe,
sondern preisgekrönte junge Bedlington-Terrier.



Bergnügungsreisendampfer mit Flugzeug.
Die „Dzeano“ der Hamburg-Amerika-Linie führt ein Kabinenflugzeug für
Rundflüge ihrer Passagiere mit. (Photothet.)



Eine Winterfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-
Klubs.
Bergrennen in Bad Glinzberg. (P. Lamm.)

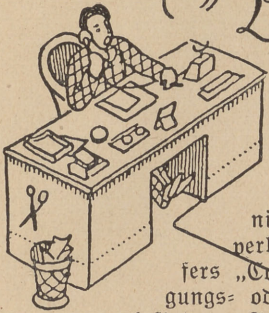


Indianer besuchen die Witwe Karl Mays.
Der Indianerhäuptling „Große Schlange“ und Frau May.
(W. Ruge.)



Elisabeth Bergner als Doña Juana in dem gleichnamigen neuer F. m. (Ufa.)

„Bitte, verbinden Sie mich mit Dampfer Columbus!“



Nicht mehr lange wird es dauern, dann können wir von dem „Fräulein vom Amt“ verlangen, daß sie uns telephonisch mit unserem reichen Onkel verbindet, der an Bord des Dampfers „Columbus“ sich auf einer Vergnügungs- oder Geschäftsreise auf hoher See befindet. Jeder Inhaber eines Telephonanschlusses wird von seinem Heim aus mit Angehörigen oder Geschäftsfreunden, die auf einem Ozeandampfer fahren, sich genau so gut telephonisch unterhalten können, wie mit einem beliebigen Fernsprechteilnehmer innerhalb seines Ortsnetzes. Durch eine neue Beherrschung der Wunderkraft der irdumfließenden elektrischen Wellen hat die deutsche Technik wiederum eine große Aufgabe gelöst.

Es ist schon seit ungefähr siebenzehn Jahren möglich, mit jedem in Fahrt befindlichen Dampfer Telegramme auszutauschen. Entweder empfing der Dampfer auf See das Telegramm direkt, oder es wurde von Schiff zu Schiff weitergegeben. Ein Telephongespräch aber muß unbedingt direkt an den Empfänger übertragen werden.

Die ersten Versuche, dies zu ermöglichen, reichen weit zurück. Hin und wieder glückte es einmal, über größere Entfernungen drahtlos zu telephonieren, eine Betriebssicherheit wurde aber nicht erreicht. Die drahtlose Telephonie bedarf für die Überbrückung von Entfernungen im allgemeinen einer verstärkten Energie oder größerer Empfangs- oder Sendeanlagen, als die Telegraphie sie nötig hat. Aber schon während des Krieges gelang es dennoch, der mannigfachen Schwierigkeiten Herr zu werden. Über ganz gewaltige Entfernungen hinweg ließ sich die drahtlose Fernschrift durchführen. So konnten deutsche Unterseeboote, die vor der amerikanischen Küste lagen, mit ganz kleinen Stationen eine Verständigung mit den Heimatstationen erzielen. Dieses Ergebnis vieler Mühen, die Überwindung sehr großer Reichweiten durch drahtlose Telegraphie gab den Anstoß zur Ausnutzung der gemachten Erfahrungen auch für die drahtlose Telephonie. Sofort nach Beendigung des Krieges wurden die entsprechenden Versuche von der deutschen Technik begonnen, und im Jahre 1919 konnten auf der Fähr, die zwischen Warnemünde und Gdöfser verkehrt, die ersten einwandfreien Erfolge erzielt werden. Es war klar, welche Bedeutung ein vollständiges Gelingen der rastlosen Arbeiten haben mußte, und mit Anspannung aller Kräfte wurde schließlich die Möglichkeit geschaffen, den Klang der menschlichen Stimme von Europa her mit Hilfe der Herzwellen in weniger als einer Hundertstelssekunde an der amerikanischen Küste deutlich hörbar zu machen.

Der Amerikadampfer „Albert Ballin“ erhielt daraufhin im Jahre 1923 eine Anlage für drahtlose Telephonie, und sofort nach seiner Abfahrt setzten neue Versuche ein. Wie es bei allen technischen Plänen und Neuerungen gewesen ist, so wurden auch hier zunächst viele Bedenken geltend gemacht, aber sie mußten bald verstummen. Die Ergebnisse, die jetzt erzielt wurden, übertrafen die kühnsten Erwartungen. Von hoher See aus wurde zuerst mit der großen funkentelegraphischen Küstenstation Norddeich und später sogar mit Berlin telephoniert. Die Verständigung war so vorzüglich, daß man glauben konnte, ein Stadtgespräch zu führen. Keine Mühen und Kosten wurden gescheut, um die noch verbliebenen Schwierigkeiten nun völlig zu beseitigen.

Dann stattete man im Jahre 1925 ein neues Schiff, und zwar diesmal den Dampfer „Columbus“, mit einer vervollkommenen Anlage aus. Die „Columbus“ ging auf die Reise, und groß war die Freude aller Versuchsteilnehmer, als dicht vor der amerikanischen Küste mit vollkommener Sicherheit ein klares und deutliches Ferngespräch mit Berlin zustande

kam. Durch diese neueste Versuchsfahrt war man zu der Erkenntnis gekommen, daß das Problem des Fernsprechverkehrs mit Ozeandampfern in praktisch durchführbarer Weise gelöst war und ohne weiteres in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt werden konnte.

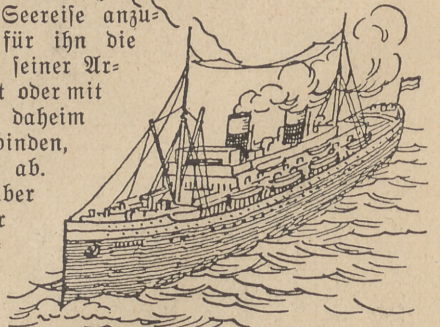
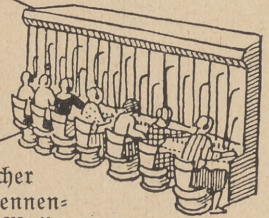
Die Abwicklung des Fernsprechverkehrs mit einem Dampfer auf See vollzieht sich in der Weise, wie es unsere Zeichnung zeigt. Es ist daraus auch ersichtlich, daß in unserm Falle des Überseegesprächs die Bezeichnung drahtlose Telephonie nicht ganz richtig ist, denn nur zum Teil erfolgt die Übertragung der Stimme auf drahtlosem Wege. Erst die große Funkstation Norddeich an der deutschen Nordseeküste in der Nähe von Emden prägt die Sprechströme der elektrischen Wellen auf und übermittelt sie den auf Fahrt befindlichen Dampfern. Bis Norddeich erfolgt die Übertragung nicht drahtlos, sondern über Fernsprechtabel.

Wünscht also ein Fernsprechteilnehmer mit einem Reisenden an Bord eines Ozeandampfers zu sprechen, so läßt er sich mit dem Fernamt verbinden. Die Art des Anrufs und die Abwicklung des Gesprächs unterscheiden sich in nichts von dem Verfahren, wie wir es von unseren häuslichen Telefonen aus kennen. Das Fernamt stellt nunmehr eine Verbindung mit der Küstenstation Norddeich her. Von dort zwischen großen Masten aufgehängten Antennen fließt das gesprochene Wort in Form elektrischer Wellen in die Ferne. Von der Antennenanlage des Dampfers werden diese Wellen dann aufgefangen und der Empfangsanlage zugeführt. Wird auf diese Weise ein Reisender auf dem Dampfer von irgendeinem Heimatort telephonisch verlangt, so begibt er sich in eine der Sprechzellen des Schiffes, in denen die üblichen Fernsprechapparate aufgestellt sind. Die Lugschkabinen der Dampfer haben eigenen Fernsprechanschluß.

Für den Fernsprechverkehr über See ist es natürlich außerordentlich wichtig, daß die übermittelten Telephongespräche nicht auch von unberufener Seite aufgenommen werden können. Die Wahl der Übertragungsart verhindert es, daß mit normalen Empfängern, wie sie im Rundfunk verwendet werden, ein Empfang dieser Telephongespräche ohne weiteres möglich würde. Die Wellenlänge wird eine besondere Regelung erfahren, die der Geheimhaltung des Fernsprechverkehrs auf See dienlich sein wird.

Wir sind nicht mehr weit entfernt von der Erfüllung der prophetischen Worte, die noch vor wenigen Jahren im Roman eine Utopie bedeuteten und belächelt wurden: „Einst wird kommen der Tag, wenn wir alle vergessen sind, wenn Kupferdrähte, Guttaperchahüllen und Eisenband nur noch im Museum ruhen, dann wird das Menschenkind, das mit dem Freunde zu sprechen wünscht, und nicht weiß, wo er sich befindet, mit elektrischer Stimme rufen, die allein nur jener hört, der das gleichgestimmte elektrische Ohr besitzt. Er wird rufen: Wo bist du? Und die Antwort wird erklingen in sein Ohr: Ich bin in der Tiefe des Bergwerks, auf dem Gipfel der Anden oder auf dem weiten Ozean.“

Wenn heute jemand die Heimat verläßt, um eine Seereise anzutreten, so reißen für ihn die Fäden, die ihn mit seiner Arbeit, seinem Geschäft oder mit seiner Familie, die daheim gelieben ist, verbinden, bald nicht mehr ab. Jederzeit kann er über See wie über Länder hinweg mit Angehörigen oder Bekannten sprechen. In allernächster Zeit wird auf den meisten großen Schiffen der Einbau der nötigen Apparate beginnen, und schon in etwa einem Vierteljahr kann die Ozeantelephonie in Verkehr gestellt werden. Fritz Bürger.



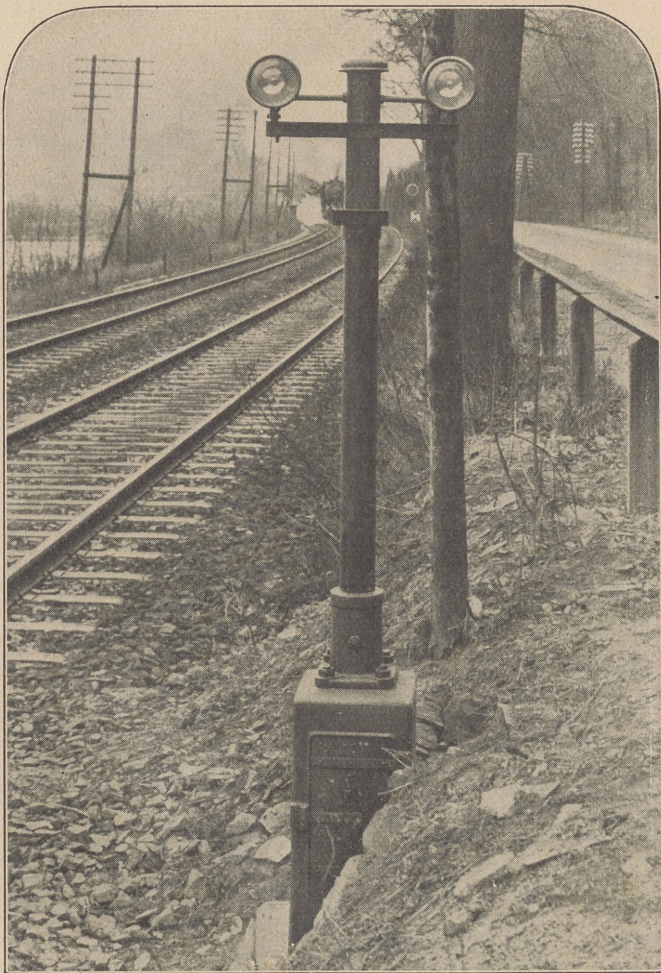


Deutsche Weltrekord-Staffel von Viktoria 96-Magdeburg über 4×100 Meter.

Von links: Frä. Jonke, Frä. Hellmann, Schwestern Drieling.
(H. Sennecke.)



Die erste Berliner Eissegel-Drohne
verkehrt seit kurzem auf dem Müggelsee mit einer Stundengeschwindigkeit von 35–40 km.
(S. Wolter.)



Neues Sicherheitsignal bei der Deutschen Reichsbahn.
Doppelscheinwerfer, die im Abstand von 100 m vor dem Hauptsignal ver-
suchsweise aufgestellt sind. (G. Pahl.)



Von der Reichsgründungsfeier der Berliner Studentenschaft.
Die weiblichen Chargierten im Festzug Unter den Linden.
(G. Pahl.)



Der neue Reichswehrminister
General Wilhelm Groener.
(Photothek.)



Parade in — Südamerika.

Chilenische Kriegsschüler in ihrer vollkommen der alten preußischen Armee nachgebildeten Uniform.

Die landwirtschaftliche Maschine und ihre Bedeutung.

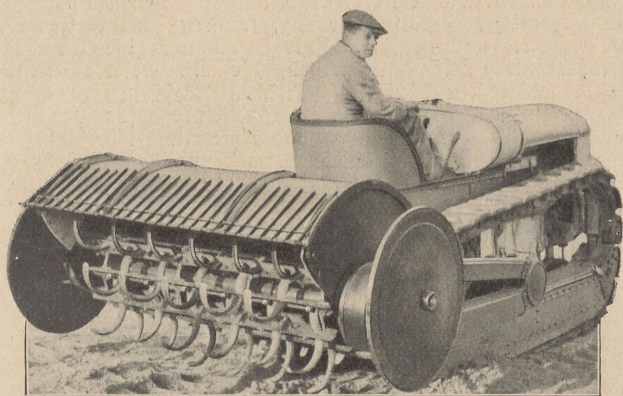
Ein Beitrag zur Grünen Woche von Friedrich Trebus.

Landwirtschaft und Industrie sind durch Geben und Nehmen eng miteinander verbunden. Die Landwirtschaft ist Erzeuger und Verbraucher zugleich, und der Stand des

Mit 4 Aufnahmen der Presse-Photo-Gesellschaft, Berlin.

daraus, daß wir im letzten Jahr wieder für nicht weniger als 3,5 Milliarden Mark Lebens- und Genußmittel eingeführt haben.

Die Einbeziehung der Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft bedingt eine gefährliche Abhängigkeit vom Ausland. Ihre verderblichen Folgen im Kriegsfall haben wir erlebt. Jedoch auch in Friedenszeiten wirkt sich die ausländische Nahrungsmittelzufuhr meist sehr unliebsam aus. Liefert das Ausland teurer als die einheimische Landwirtschaft, so verschlechtert sich unsere Zahlungsbilanz, liefert es billiger als unsere unter schlechteren Verhältnissen arbeitenden Landwirte, so entsteht ihnen eine vernichtende Konkurrenz. Im gleichen Maße aber, in dem die einheimischen Preise unter dem Zwang des ausländischen Marktes zurückgehen, vermindert sich die Kaufkraft der Landwirtschaft für gewerbliche und industrielle Waren. Die schlechte Lage der Landwirtschaft hat also eine unmittelbare Rückwirkung auf Gewerbe und Industrie, und zwar gleichermaßen auf Unternehmer und Arbeiter. Das ist um so mehr der Fall, als die Landwirtschaft in immer weiterem Umfange auf die Verwendung industrieller Erzeugnisse angewiesen wird. Die größeren Betriebe arbeiten heute mit motorischen Kräften. Die Erzeugung tierischer Arbeit durch motorische ist aus ernährungswirtschaftlichen Gründen von größter Bedeutung. Man hat beobachtet, daß bei der Bearbeitung von 3 Hektar, bzw. 12 Morgen, mit tierischen Arbeitskräften durchschnittlich eine Ernte von 5 Morgen zur Fütterung der Arbeitstiere benötigt wird, also nur 7 Morgen für die menschliche Ernährung übrigbleiben. Dagegen genügt bei Verwendung maschineller Arbeitskräfte fast die Kartoffelernte von nur einem Morgen Land zur Gewinnung des notwendigen Be-



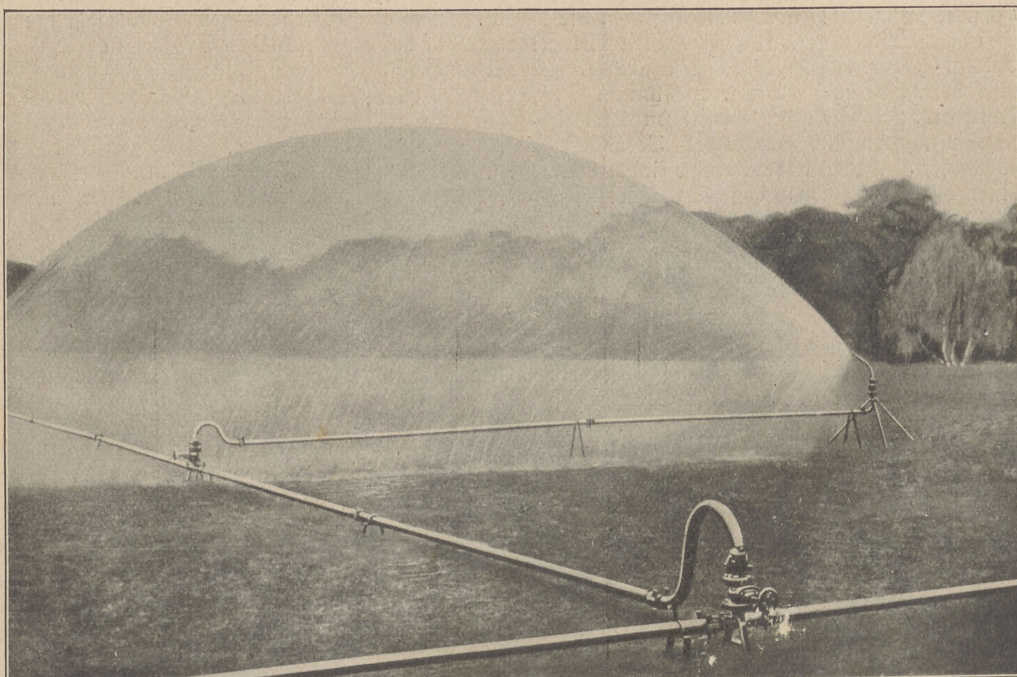
Bodenfräse, die in einem Arbeitsgang ein fertiges Saatbeet herstellt.

inneren Marktes ist von ihrer Kaufkraft zu einem sehr hohen Grade abhängig.

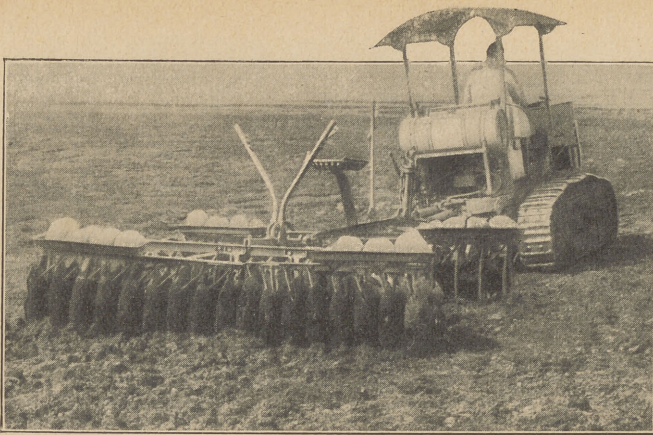
Noch bleibt die landwirtschaftliche Gütererzeugung auf fast allen ihren Gebieten beträchtlich hinter den Erträgen in der Vorkriegszeit zurück. Dabei ist zu bedenken, daß es heute nicht genügt, den Vorkriegsstand zu erreichen. Er muß im Interesse des Volksganzen sogar überschritten werden, wenn bei der wachsenden Bevölkerung Deutschlands auf dem durch den Versailler Vertrag arg verkleinerten Raum schwere Schädigungen der Volkswirtschaft vermieden werden sollen.

Die Landwirtschaft selbst ist in klarer Erkenntnis dieser Aufgabe energisch bemüht, eine Mengenerhöhung und Verbesserung der Agrarerzeugung zu bewirken. Voraussetzungen zu einer solchen Leistungssteigerung sind Wirtschaftlichkeit der Betriebe und Festigung der Produktionsgrundlagen.

Friedrich der Große hat gesagt: „Wer bewirkt, daß dort zwei Halme wachsen, wo bisher nur ein Halm wuchs, hat mehr geleistet als der größte König und Feldherr.“ Wie wichtig die Steigerung unserer landwirtschaftlichen Produktion heute ist, erhellt



Anlage für künstliche Beregnung.



Teller-Egge zur Herrichtung des Saatbeetes hinter Raupenschlepper.



Rübenerntemaschinen am Raupenschlepper.

triebsstoffs (Spiritus); der Übergang von der tierischen zur motorischen Arbeit bedeutet demnach eine Vermehrung der Nahrungsmittelproduktion von sieben Zwölftel auf fast elf Zwölftel.

Das Tempo der landwirtschaftlichen Technisierung ist natürlich ein langsames als das von der Industrie in ihrem raschen Entwicklungslauf genommene.

Die Landwirtschaft ist an die gegebenen natürlichen Verhältnisse gebunden, an Nährstoffgehalt des Bodens, seine sonstige Beschaffenheit und ihren Einfluß auf das Pflanzenwachstum bei den verschiedenen Witterungsverhältnissen, die Anforderungen der Pflanzen selbst, die genauen Zeiten ihres Wachstums, Mittel und Möglichkeiten der Unkrautbekämpfung, die zweckmäßige Folge der Pflanzen aufeinander und vieles andere. Die günstigen Zeiten für die Bestellung und für die Ernte sind kurz, und jede Verzögerung der notwendigen Arbeiten hat wirtschaftliche Verluste zur Folge. Hier erlangt die Maschine besondere Bedeutung; sie kennt keine Ermüdung und gestattet doch die Erweiterung der Anbauflächen besonders lohnender Feldfrüchte in einer Ausdehnung wie sie mit menschlicher oder tierischer Arbeitskraft nicht zu erreichen ist.

Die Wirtschaftlichkeit neuer Maschinen und Geräte ist abhängig von ihrer jährlichen Nutzungszeit, also von der Größe der äußeren Ausdehnungsmöglichkeit oder der inneren Entwicklungsmöglichkeit eines jeden landwirtschaftlichen Betriebes. Die Großkraftmaschinen, wie etwa der Dampfpflug, sind daher nur in Großbetrieben am rechten Platz. Auch für die volkswirtschaftlich hoch bedeutsame Kultivierung von Ackerland, Heide und Moor, sind Dampfpflüge nutzbringend. Sie bewältigen alle Hindernisse und

Flächen von vielen Tausenden Hektar Ausdehnung. Zur Arbeit auf dem Moor, das nur geringe Tragfähigkeit hat, sind die Radfräse gewaltig verbreitert worden.

Schon bei einer viel geringeren Jahresleistung, als für den Dampfpflug nötig ist, arbeitet der Motorpflug gewinnbringend. Die größten Anstrengungen verwendet die Industrie darauf, Erntemaschinen für unsere Hackfrüchte, für Kartoffeln und Rüben, bis zur Vervollständigung auszugestalten. Unser Abb. 3 zeigt einen Raupenschlepper mit Rübenerntemaschinen. Auch die Teller-egge zur Herrichtung des Saatbeets (Abb. 4) wird von einem Raupenschlepper gezogen.

Hingewiesen sei ferner auch auf viele neue Spezialmaschinen in der Landwirtschaft. So auf die verschiedenen Maschinen für die Milchverarbeitung, bei denen nicht nur die ermöglichte Arbeitssteigerung, sondern auch hygienische Maßnahmen wichtig sind. Zuletzt soll noch die künstliche Feldberechnung erwähnt werden, die ein weiteres neues Sondergebiet des landwirtschaftlichen Maschinenbaues geworden ist. Unser Bild 00 zeigt eine Anlage für Großfeldberechnung mit etwa 1000 Quadratmetern Flächenleistung jeder einzelnen Düse. Durch Vermehrung des Rohrdurchmessers und der Düsenzahl läßt sich diese Leistung noch vervielfachen.

Ein voller Erfolg des landwirtschaftlichen Betriebes ist nur dann zu erreichen, wenn alle günstigen Umstände in rechter Weise zusammenwirken. Auch die landwirtschaftliche Maschine ist nur ein Hilfsmittel in dem Kampf um die Ernährung und Gesundheit unseres Volkes. Sie zeigt uns aber, daß in ihm alle Volksschichten innig verbündet sein müssen; Stadt und Land, Industrie und Landwirtschaft sind auf Gedeih und Verderb einander verbunden.

Februar. Von I. Schulze.

Jahrhunderte siegten in jedem neuen Jahr die Lichtgötter über die Schwarzalben. Immer wieder erfüllte sich uralte Runenkunde:

„Es kommt ein Reicher zum Kreise der Rater,
Ein Starcker von oben beendet den Streit.

Im Süden geht ein Stern auf über fernem, fremdem Land, das noch ferner liegt als jenes, aus dem die Männer kamen, die den Bernstein germanischer Küsten mit gelbem Gold bezahlten. Höher steigt der Stern am Firmament und wo seine Strahlen die Erde treffen, pflanzen Menschenhände das Kreuz auf. Lichtzeit der christlichen Kirche!

Tief unten im Schoß der Berge, so tief, daß kein Hahnenschrei mehr zu ihm dringt, findet Wodan Zuflucht mit seinen hundert Töchtern, den Walküren — Götterdämmerung.

Der Lichtmond erhielt den Namen Februar. Unter dem Zeichen des Kreuzes wurden die altgermanischen Lichtgötter zu Dämonen und Hegen, zu mit höllischer Kunst begabten Geistern, die geweihtes Licht in ewige Finsternis bannen sollte.

Im Mittelalter findet sich die Bezeichnung Hornung für Februar und die alt-niederländische Jägerei hat lange Zeit als Pate für das Wort gegolten — weil in diesem Monat die Hirsche ihr Geweih (Horn) abwerfen. „Horn“ ist jedoch eine Verstümmelung vom altnordischen hiarn, d. i. festgefroren, die Endung „ung“ ist das Diminutiv. Man nannte den Januar großes Horn, den Februar kleines Horn oder Hornung, d. i. strenger und milderer Frostmond.

In alten Jägerpraktiken und -kalendern findet sich auch die Bezeichnung „Fuchsmond“. In ihn fällt die Ranzzeit der Füchse und er gilt als beste Zeit der Jagd auf sie, der Pelznutzung wegen. An den „Fuchsmond“ erinnern noch einige alte Sprichwörter: „Nach Lichtmeß traut kein Fuchs dem Eis“; „Sonnt sich der Fuchs in der Lichtmeßwoche“, muß er

auf vier Wochen wieder ins Loch.“ (Ostfriesland.) Im südwestlichen Deutschland hieß des Jahres zweiter Monat in alter Zeit auch „Rebmond“, die Deutung war: „Fabian, Sebastian (20. Januar) / Fängt der Baum zu treiben an. / Doch der Rebgarten / Muß noch vier Wochen warten.“ „Reb“ ist aber zurückzuleiten auf das alemannische „rābēn“, d. i. sich regen — das neu sich regende Leben in der Natur.

In der Schweiz kannte man den „Razenmond“ mit Bezug auf die Paarungszeit der Razen, — die Freya, der Frühlingsgöttin, heilig waren.

An altgermanische Mythe erinnern auch die Namen der Sonntage des Februar, die man hie und da in alten Kräuterbüchern und Gartenkalendern findet: 1. Eismald; 2. Freyers Blic; 3. Alle Brünnelein; 4. Mutter Erde. Der Bauer sucht nach altem Glauben an den „Los“-tagen des Februar den Schleier der Zukunft zu lüften, hoffend und fürchtend für seine Ernte, je nachdem das Wetter sich an diesen Tagen anläßt:

„St. Dorothee (6. 2.)

Watet gern im Schnee.“

„Petri Stuhlfeier (22.) kalt

Wird vierzig Tage alt.

Hat St. Peter das Wetter schön,

Soll man Kohl und Erbsen sä'n.“

„St. Mattheis (24.) schließt die Erde auf oder zu.“ „Wenn's am Aschermittwoch schneit, schneit's noch vierzigmal im Jahr.“

Am Lichtmeßtage (2.) aber wird aller altüberlieferter Zauber und Glaube wieder lebendig und in der „Lichtnacht“ (vom 1. zum 2. Februar) soll es „umgehen“ und „nicht geheuer“ sein. Wenn Vollmond einsteht in dieser Nacht, steigt Wode aus seinem Berg, die Raben sitzen wie einst auf seiner Schulter, doch statt der Wölfe umkreisen ihn zwei brandrote

Füchse. Fackeltragend geben ihm seine hundert Töchter das Geleit. Durch den Wald hinauf bis zur Berghöhe geht der Lichterzug, auf dem steinernen Thron der Berge läßt sich der Alte in Vollenhut und Nebelmantel nieder und sieht dem Kampfspiel und Reigen der Jungfrauen zu.

In den Häusern entzündete man abends die letzten geweihten Kerzen des Vorjahres. Aus ihrem Brand deutete man die Zukunft: die hellbrennende, sanft erlöschende Kerze sagte Glück und Frieden voraus, die trübbrennende Unglück und Krankheit, die flackernde, zischende kündete Streit und Kriegsnot, die knisternde, jäh erlöschende, Sterben. Der Rauch von Wacholderzweigen schützte vor bösen Geistern, — aber manch einer glaubte Ursache zu haben, gerade deren Hilfe anzurufen! Man stach eine Nadel durch den Docht des Lichtes: „Licht, ich stich dich, wie ich stich das Herz des oder der . . .“ Der einem anderen im Weg stehende, dabei Genannte galt als dem Tod verfallen. Im allgemeinen aber war Lichtmeß ein Glückstag. Das an ihm geborene Kind hatte die Gaben eines Sonntagskindes.

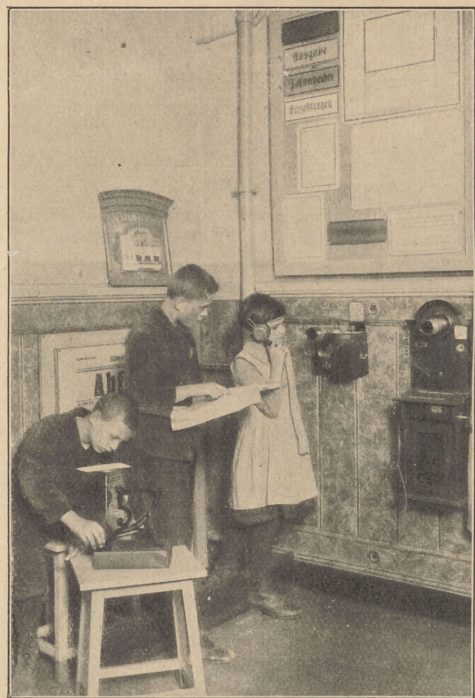
Eheverspruch und -vollziehung sollten aber vermieden werden: „Der Bund, den man zu Lichtmeß flucht, ist von langer Dauer nicht.“ Ein sonniger Lichtmeßtag bedeutete aber ein günstiges Jahr zum Heiraten. „Lichtmeß hell und klar, gutes Frei-Jahr.“ (Göttingen, Kalenberger Land.) In alter Zeit war der 2. Februar ein wichtiger Termin- und Zinstag. „Lichtmessen ist der Winter halb gemessen.“ Knecht

und Magd traten ein oder aus dem Dienstverhältnis, der Abgabepflichtige bezahlte seinen Zins, doch meist mit Ausnahme des Zehnten vom Vieh, denn „das vor Lichtmeß geborene Vieh gerät nicht“. „Nach Lichtmeß fackeln die Hühner und blarren die Kälber“ (Ostfriesland) oder „Nach Lichtmeß fackeln die Kühe und legen die Hühner.“ (Hannover, Lippe.) Dem, der seinen Zins nicht zahlen konnte, wurde der Kalendertag zum Spott, man nannte ihn einen Lichtmeß oder Lichtmesser. Das mag oft bei armen Webern der Fall gewesen zu sein: „Nach Lichtmeß sind die Hunde und Weber geborgen.“ Die „Lichtarbeit“, die bei den Bauern um Michaeli begann, hört auf, Feld- und Gartenarbeit beginnt. „Lichtmeß, da man bei Tage ist und bei Nacht das Spinnen vergißt.“ Am letzten Spinnstubenabend suchen die Burtschen den Mädchen den Wodran zu entwenden, um ihn zu verbrennen — deshalb umwickeln die Spinnerinnen statt dessen nur einen Stoch mit Berg. Der Bauer wünscht Lichtmeß „trübe und dunkel“, dann hat er Aussicht, „ein Junfer zu werden. Anders denken Weber und Zinker: „Lichtmeß hell und klar, gutes Flachs- und Bienenjahr.“ (Westfalen.)

„An Lichtmeß müssen die Stürme fackeln, daß den Ochsen die Hörner wackeln,“ sagt der Bauer, sieht über die Scholle, nimmt seine Mühe ab, blickt hinauf zum Himmel und denkt, was wir alle, die wir uns Deutsche nennen, denken, mit heißem Herzen hoffen:

„Holl wiß, Buer, 't ward alle Dag beter.“

Verkehr und Schule. Von Friedrich A. D. Brandstetter.



Unterricht über Post- und Bahnwesen in der Schule. (H. Wolter.)

neigt daher zum möglichst schnellen, das heißt leichtsinnigen Kreuzen der Straßen. Zum Abspringen von Bahnen und Omnibussen, also zum Übertreten der wichtigsten Verkehrsregeln. Als Radfahrer erscheint es auf der Fahrbahn und wird hiermit ein Glied des Verkehrs selbst.

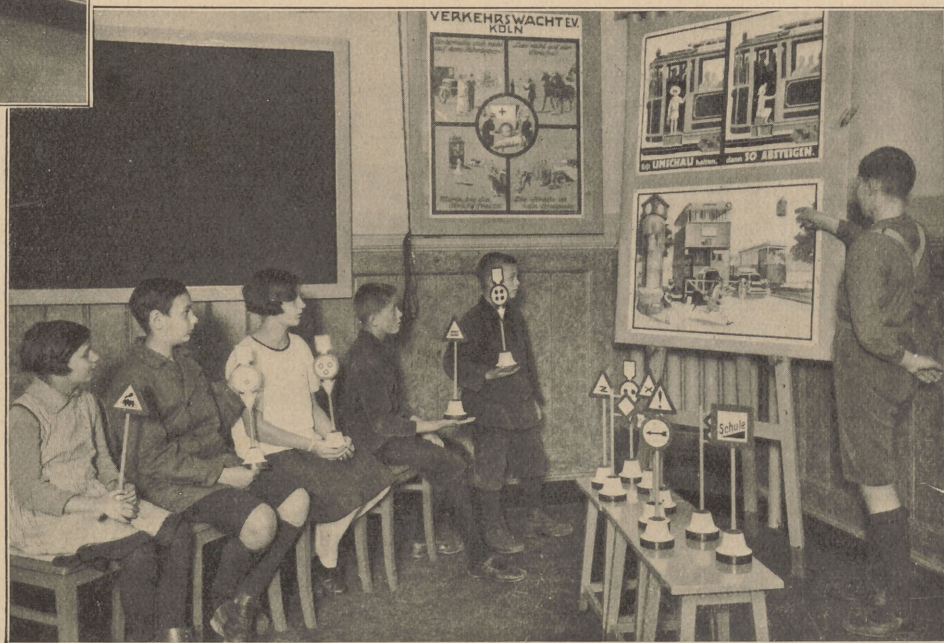
Es ist unmöglich, das Großstadtkind zu Fuß und zu Rad aus dem Verkehr zu verbannen. Das Kind muß seine Wege gehen oder fahren und nicht nur den Schulweg, sondern auch den Weg zu Spiel-, Sport- und Grünplätzen und leider oft genug auch schon Erwerbswege.

Die Straßensicherheit kann heute das Kind nicht mehr allein aus der Praxis erlernen,

Kind und Straße ist heute nicht nur in der Großstadt zu einem Problem geworden. Jede Chaussee, die ein Dorf durchzieht oder kreuzt, bildet eine Gefahrenquelle sowohl für die Jugend, die die Straße als ein ihr gehörendes Reich betrachtet, wie auch für den Automobilisten. Die Statistik weist gerade bei Kraftwagenunfällen auf dem flachen Lande nach, daß die Schuld an Unfällen meist nicht den berühmten rasenden Chauffeur trifft, sondern den leichtsinnigen oder verwirrten Fußgänger, sehr oft auch Radfahrer. Und wiederum nimmt in der Zahlenreihe der Unfallursachen das Kind einen erheblichen Teil vom Hundert ein.

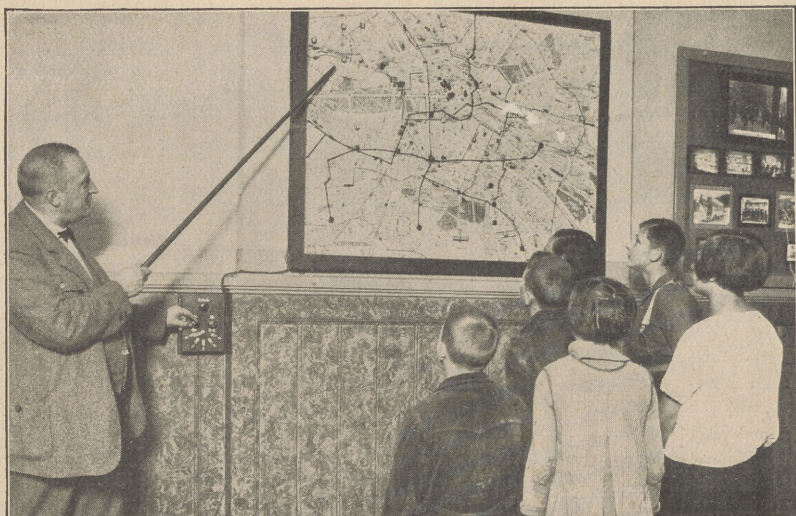
Das Kind neigt zum Spiel mit der Gefahr; es liebt, sich vor anderen zu „zeigen“, vor Kameraden seinen Mut und seine Unerfahrenheit zu beweisen; es handelt meist in Unkenntnis dessen, was ihm zustoßen droht, was durch sein Tun dem Mitmenschen zustoßen kann. Das plötzlich aus dem Straßengraben aufspringende oder aus der Gartentür vorstürzende Kind, das noch schnell vor dem Kraftwagen mit lautem Geschrei die Straße quert, ist eine jedem Kraftwagenführer bekannte und gefürchtete Erscheinung; schon zu oft kam solch ein Kind beim Beiseitespringen zu Fall, zwang den Chauffeur das Steuer herumzuwerfen, um ein Überfahren zu vermeiden, und ließ ihn selbst an einem Baum ein klägliches Ende finden.

Die Gefahrenquellen, die auf dem Lande schon groß sind, wachsen in ihrer Zahl natürlich im gesteigerten Verkehr der Stadt, namentlich der Großstadt. Das Großstadtkind ist heute schon gewohnt genug, daß es auf den Straßen nicht mehr vor Kraftwagen leichtsinnig Unfuss macht, allein schon weil ihm der Kraftwagen eine zu vertraute Erscheinung wurde. Aber es ist mit in den Strudel der allgemeinen Verkehrshege hineingerissen und



Unterricht über Verkehrsregelung, Verkehrszeichen und Verkehrsgefahren in der 18. Berliner Gemeindeschule, in der nach den Gedanken des Rektors Walter Hauer, des Vorsetzers des Verkehrsunterrichts, ein Musterzimmer für diesen neuen Lehrzweig eingerichtet wurde. (Photothet.)

nur ihrer Belehrung würde es zu leicht zum Opfer fallen. Die Eltern selbst sind aber oft nicht genügend über Verkehrseinzelheiten unterrichtet, um ihren Kindern gute Verkehrslehrer zu sein. Daher muß sich die Schule den Verkehrsunterricht zu eigen machen und hat ihn sich zu eigen gemacht. Er gliedert sich in Anschauungsunterricht, der die Kinder über das Zeichen- und Signalwesen belehrt, der sie mit der Vielheit der Lichtampeln, Pfeile, Kreise, Dreiecke und Schilder im Straßenbilde vertraut macht und ihnen an Hand von



Den Kindern wird auf der Karte der Schulweg erklärt, auf seine Gefahren wird hingewiesen. Die Karte zeigt gleichzeitig die wichtigsten Verkehrsverbindungen. (Photothet.)

Bildtafeln die Verkehrsgefahren vorführt. Auf Karten wird mit jedem Kinde sein Schulweg und dessen Gefahrenpunkte durchgegangen, dabei findet Belehrung über Verkehrsmittel statt. Der zweite Unterrichtsteil ist der Praxis gewidmet: auf dem Schulhof wird das Straßenüberstreiten geübt, vielfach stellt die Verkehrspolizei hierzu Beamte, die die Kinder mit der Zeichengebung vertraut machen.

Die Verkehrsregelung der Großstadt ist heute eine Wissenschaft für sich. Das Stadtkind muß sie erlernen.

Berufsberatung des Dahem

Wir beginnen heute mit dieser neuen Abteilung unserer Zeitschrift. Viele Briefe unserer Leser haben uns gezeigt, daß in allen Kreisen nach Wegen in Berufe allerart gesucht wird. So wollen wir hier in kurzen Abhandlungen den Hand- und Kopfarbeitern, wie die Zeichenhammer und Feder es andeuten, diese Wege weisen und die Aussichten für weibliche und männliche Berufe schildern.

Anstellungsmöglichkeiten im Bibliotheksdienst.

Der mannigfache Dienst in einer Bücherei gibt Söhnen und Töchtern jeder Vorbildungsart Anstellungsmöglichkeiten, wenn gewisse grundlegende Befähigungen und Kenntnisse vorhanden sind, Belesenheit, Verständnis für Bücher, ein gutes Gedächtnis, Ordnungsliebe, Gewandtheit im Verkehr mit jedermann und der Drang zum stetigen Weiterarbeiten an der eigenen Persönlichkeit und der eigenen Bildung. Keineswegs genügen Liebe zu Büchern und Interesse an der Literatur, auch die praktischen Fähigkeiten sind unbedingt erforderlich. Der Bibliothekar ist nicht, wie man ihn früher oft hingestellt hat, ein abgeschlossen lebender Bücherwurm, und besonders für die Bibliothekarin, zumeist Helferin des Mannes in großen Büchereien oder Leiterin kleinerer Bibliotheken, ist in der Wirklichkeit wurzelnder gesunder Orientierungssinn eine der wichtigsten Vorbedingungen für ihren Beruf. Das gilt auch für alle Bibliotheksangestellten.

Für die Stellen der Bibliothekare und Bibliothekarinnen an den wissenschaftlichen Büchereien ist akademische Vorbildung und eine Fachausbildung vorgeschrieben, die sich dem beendeten Studium anschließt. Auch für die höheren Stellen an den großen Volksbibliotheken wird heute gewöhnlich eine abgeschlossene Universitätsbildung gefordert. Jedoch sind auch für den Beruf hochbefähigte Nichtakademiker nicht grundsätzlich ausgeschlossen.

Der Volksbüchereidienst hat das gesamte Volksbildungswesen in seinen Bereich einbezogen. Er steht in enger Verbindung mit allen geistigen Zeitströmungen und sucht sie nutzbar zu machen. Dadurch gewinnt die Arbeit an Vielseitigkeit, aber sie wird zugleich auch anstrengender.

Im Hinblick auf die immerhin beschränkte Zahl der leitenden und höheren Stellen im Bibliothekswesen sind die Berufsaussichten hier nicht allzu günstig und namentlich für Frauen ungewiß. In den meisten Fällen werden die Akademikerinnen den Mittelbeamten gleichgestellt, oft bleiben sie sogar im Gehalt hinter diesen zurück.

Bis zur Einführung einer allgemein gültigen Prüfung muß das Urteil über die Eignung zu selbständigem, volksbibliothekarischem Arbeiten dem Büchereileiter überlassen bleiben, in dessen Bereich die Ausbildung erfolgte. Diese Fachausbildung hat theoretisch und praktisch alle einzelnen Zweige des Büchereidienstes zu umfassen, den Innen- wie den Außendienst, die Anschaffung und Einordnung neuer Bücher und die Bücherausleihe, Buchkritik und statistische Arbeiten. Für eine Bücherei gilt ganz besonders, daß nur derjenige alle Arbeiten richtig beurteilen kann, der sie selbst gemacht hat. Im allgemeinen ist anzunehmen, daß bei guter

Anleitung und fleißiger Arbeit ein Jahr für die Fachausbildung genügt; danach muß eigene Erfahrung weiterhelfen.

Die Anstellungsaussichten gestalten sich etwas günstiger bei der Verwaltung kleinerer Bibliotheken und im mittleren Bibliotheksdienst. Hier sind vorwiegend Frauen beschäftigt im Ausleih- und Lesesaaldienst, mit der Auswahl von Büchern, der Anfertigung von Katalogen und den vielseitigen Verwaltungsarbeiten. Persönlicher Verkehr mit den Lesern an den Ausleihstellen und in den Lesesälen gibt Gelegenheit, zu vorsichtigem, erzieherischem Wirken, für das sich Frauenkraft und Frauentalent in besonderem Maße einsetzen sollten. In neuester Zeit bietet sich der Frau auch in den Jugendlesehallen und in Kinderbibliotheken eine angemessene Tätigkeit. Als Hilfsarbeiterinnen in den wissenschaftlichen Bibliotheken kommen Frauen für Registrationsarbeiten, für die Führung von Katalogen und Geschäftsbüchern, für die buchhändlerische Korrespondenz und im Ausleihdienst in Betracht. — Neue Anstellungsaussichten eröffnen die jetzt von vielen Werken der Großindustrie eingerichteten Werkbüchereien, aus denen die Angestellten und Arbeiter der Fabrik wissenschaftliche und unterhaltende Literatur unentgeltlich entleihen können. Hier können vornehmlich junge Mädchen, die über eine gute Allgemeinbildung verfügen, eine befriedigende Beschäftigung finden. Freilich müssen auch sie sich darüber klar sein, daß der Bibliotheksdienst sehr viel nüchterne Kleinarbeit verlangt.

Nicht vergessen sei, eine ernsthafte Prüfung auch der körperlichen Eignung für den Bibliotheksdienst anzuraten. Er erfordert vor allem gesunde Nerven. Der Staub, der sich auf großen Büchermengen in offenen Gestellen ansammelt, ist nicht für jedermann zuträglich. Junge Mädchen sollen außerdem bedenken, daß manche Beschäftigung in der Bücherei und ihren Nebenbetrieben, genannt sei nur das Ausfuchen und Zurückordnen der Bücher, ein stundenlanges Stehen und Gehen und somit eine starke Anstrengung der Beine, des Unterleibs und des Rückens erforderlich machen.

Über die Bezahlung im Bibliotheksdienst läßt sich nichts allgemein Gültiges sagen. Es gibt gut bezahlte und leider auch verhältnismäßig gering bezahlte Stellen. Die mittleren und unteren Angestellten der Werkbüchereien beziehen in der Regel das Gehalt der kaufmännischen Angestellten der gleichen Betriebe. Im großen ganzen aber ist es auch hier nicht anders, als es heutigentags in vielen Berufen geworden ist: die persönliche Eignung und Leistung — Anlage, Kenntnisse, zielbewußter Fleiß und dazu ein wenig Glück — sind für das Fortkommen am Ende oft entscheidender als Titel und Diplom. Ernst Martini, Bibliothekar a. D.

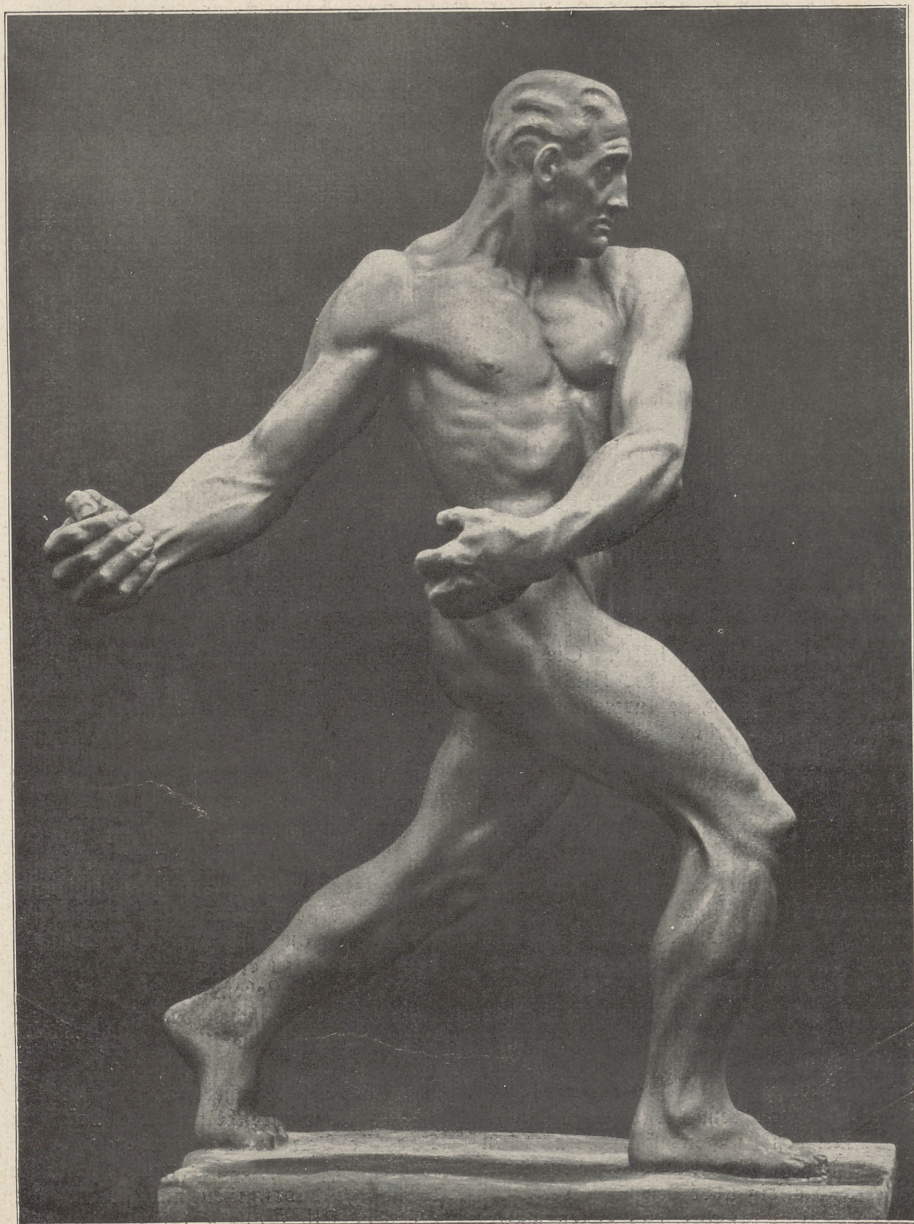
Die Waisenkinder von Böttesfür

Roman von Marie Diers

4.

Mit diesem Mariechen Lammers hatte die junge Waisemutter auch noch einen Ärgertopf auszueßen. Das Mädchen war mit Friedchen Franke nicht in einem Atem zu nennen. Es war ein schüchternes, kaum hübsches, dunkeläugiges Kind. Ein kleines, vollkommen verträumtes und verdrehtes Ding.

rat Serrahn. Lise wollte es lesen, aber sie kam bei der kratzigen Schrift nicht durch, es war ein paarmal etwas durchgestrichen und drüber geschrieben, kurz, sie konnte sich mit solchem Dröhn nicht aufhalten. Aber wie konnte ein Mensch, ein Schulmädchen, Gedichte machen! Zu dumm! Nun weiß man nicht: Verbrennt man das Zeug, denn was Gescheites kann so ein



Der Sämann. Bildwerk von Prof. Fritz Behn,

Sein Kommodenschub sah trostlos aus, immer zerwühlt, alles durcheinander gestopft. Im Kleiderschrank hingen die Sachen achtlos an die Haken geipelt, weil die Anhängsel abgerissen waren. Immer fehlten ihr Knöpfe, oder das Zopfband war verloren, der Krummkamm zerbrochen und in seinen einzelnen Teilen schief an den Kopf gesteckt. Alles, was eine Lise Borchert für den Tod nicht leiden konnte. Aber so sind viele. Mariechen war wenigstens nicht affig, nein, das war sie wirklich nicht. Sie saß immer mit abwesenden Augen da, als schwebe sie irgendwo anders, und wenn man sie anrief, machte sie solch unglückliches, scheues kleines Gesicht.

Das kam alles daher, daß sie Gedichte machte. Ja, das war wirklich wahr. Als sie in der Schule war, hatte Lise ein ganzes Heft, nein zwei Hefte voll solchen Zeugs gefunden. Da hatte sie den Krieg bedichtet und den Kaiser und den Kronprinzen, und dann war wirklich eins da auf Frau Justiz-

Gör doch nicht machen, und ist man hinter ihr her, daß sie das dämliche Dichten läßt — oder tut man, als habe man nichts gesehen?"

Sie fand das erstere richtiger, denn schlechte Angewohnheiten muß man schon in der Jugend unterdrücken, sagte Vater immer, sonst wird's nachher ein Unkrautbeet, das gar nicht wieder reinzukriegen ist, weil die Wurzeln sich schon überall verzweigt haben, aber wie sie das kleine Heftchen in die Hände nahm, um es zu zerreißen, rührte sie plötzlich etwas daran; die kleinen Gedichte sahen sie so hilflos an und besonders das auf Frau Justizrat Serrahn. Mein Ze, wer hatte denn wohl auf Frau Justizrat jemals ein Gedicht gemacht? Wenn's natürlich auch nichts taugte und Herr Justizrat nichts davon wissen durfte, aber vielleicht sah Frau Justizrat jetzt gerade hier herein und sagte: Laß mir doch das einzige Gedicht, das auf mich gemacht ist.

Lise Borchert stand ganz still. Es war ihr, als berühre sie etwas anderes, als sonst immer da war im gewöhnlichen Leben. Ganz sachte steckte sie das arme kleine blaue Heftchen wieder in den Greuel des Kommodenfachs zurück, und ehe sie es wollte, legte und ordnete sie die Sachen darin ein bißchen, und dann nahm sie Fingerhut und eingefädelt Nadeln, die sie immer in ihrem Täschchen mit sich trug, und holte sich ein paar Sachen aus dem Schrank und nähte ganz schnell dem verdrehten Huhn ein paar Anhängsel fest und ein paar Knöpfe an. Merken wird sie es ja doch nicht, sie hat ja nur ihren Dichtkram im Kopf —

— Köchin und Mädchen waren hinaus, schneller als sie selbst gewollt hatten. Sie hatten gedacht, sie wären unerfesslich, und hatten sich dadurch in solche hochnäsige ablehnenden Redensarten verstrickt, daß es für eine praktische Person wie Lise Borchert ein Kinderspiel war, sie hinauszusetzen, ehe sie noch recht merkten, wie der Wind hier jetzt wehte. Und nun hieß es: Jungens und Mädels heran, hier hilft kein Flaufenmachen.

Man muß sagen: diese Sache ging besser, als jedermann gedacht hätte. Ein paar Kinder sträubten sich, man kann sich schon denken, welche, ein paar stellten sich erbarmungswürdig ungeschickt und verlegen an, aber die meisten flogen darauf zu, wie Hühner zum ausgestreuten Futter. Es waren schließlich Dinge, die ihnen von klein auf in den Knochen lagen. Manche hatten schon neidisch der Köchin, dem Stubenmädchen zugeesehen. Fegen, Scheuern, Fensterputzen, Holzhacken, Wasserpumpen, das war alles doch mehr Spaß als Mühe, wenn man es so gut kann wie die meisten Kinder und es solange nicht getan hat.

Natürlich, Heulen und Sichsperrn und „ich kann das aber nich“, „ich brauch' das aber nich machen“, „ich will das nich“ — kam auch vor, aber ein paar flinke Raßenköpfe, seelenruhig von Lises solcher Beschäftigung nicht ganz ungewohnten Hand ausgeteilt, brachten diese kleinen Störungen bald wieder aus der Welt.

Hier alles einzustellen und zu organisieren machte Lise Spaß, hierauf verstand sie sich besser als auf die feine Pädagogik, in der Jenny Perlewitz gegläntzt hätte. Sie hatte einen raschen Blick für die Beanlagungen der Kinder, und ohne lange seelische Erwägungen stellte sie kurzerhand jedes an die Arbeit, für die es am besten paßte.

Allerdings machte sie es auch nicht wie bei Tisch, wo jetzt die Jungens auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite saßen und sie am schmalen Ende, an Herrn Justizrats Platz, von wo sie jedem Kind in den Teller, auf die Finger und ins Gesicht sehen konnte und es auch tat.

Bei der Hausarbeit aber tat sie Jungens und Mädels durcheinander. Da war der kleine, schwächliche Wulf von Schröder, dem half sein Adel gar nichts, aber weil er es mit seinem schwachen Körper nicht leisten konnte, brauchte er keine Jungensarbeiten zu machen, sondern die von Mädchen, er mußte fegen und putzen und bei der Wäsche die kleinen Stücke ausreden, und das machte der arme, kleine Junke sehr brav, aber einmal sah Lise, wie er einen dunkelroten Kopf bekam, als ihn Friedchen Franke damit verspottete. Und die große, kräftige Dirn von dem verstorbenen Nachwächter Frühfahrt mußte mit den Jungens Holz kleinmachen und in die Küche bringen, dagegen Emil Ludwig, der kleine Tugendspiegel, der damals so eifrig über den Tisch versichert hatte, daß er immer bete, weil er glaubte, das Beten würde jetzt Mode in Bötesfür, der auch ein zwirlicher Junge war, ohne Mark und ohne den richtigen Murr im ganzen Leib, mußte Marielchen Lammers ihre Strümpfe stopfen, während sie die sämtlichen Lampen des Hauses zu besorgen bekam, was sie auch merkwürdigerweise gern und freudig tat, ja bis zu einer Kunstfertigkeit ausbildete, daß die Messingteile sich stets in blitzendem Zustand befanden und die Dochte nie mehr eine ungleiche Fläche zeigten und daher nie blakten. Emil Ludwig dankte in seinem feigen Gemüt der Vorsehung, daß er nun von der schweren Arbeit befreit war und auch keine gefährlichen Stücke zu machen brauchte, wie mit dem Beil umgehen oder die nach außen schlagenden Fenster in den oberen Stockwerken putzen zu müssen.

Am tiefsten verbittert war Friedchen Franke, obwohl Lise Borchert dem natürlichen Verlangen, das Balg all ihrer Affigkeit durch rechte Schmutzarbeit zu entkleiden, lange nicht in dem Maße nachkam, wie es in ihrer Möglichkeit gelegen hätte. Das war der erste seltsame Vorgang in der Seele der neuen Waisenuutter, das erste leise Anklingen des Verantwortlichkeitsgefühls an wichtiger Stelle, das den eigenen

Wünschen und Trieben unversehens, noch ehe die junge Seele sich selber dessen bewußt wurde, Zaum und Zügel anlegte.

Unterdessen fuhr das Schiffelein des alten Justizrats immer eiliger, aber in stiller, geräuschloser Fahrt seinem dunklen Hafen zu.

Noch nahm er Anteil an allem, was im Hause vorging, aber er merkte schon, wie die Waisenuutter seltener mit Fragen kam, mit diesen merkwürdigen, ihn so tief erquickenden Fragen, die ja im Grunde gar keine Fragen waren. Wie das ihr anfangs so fremde, so unheimlich durcheinander wirbelnde Leben sich unmerklich in ihre Hände schmiegte, wie die Führung an sie überging, als müßte es so sein.

Das wilde, wirre Gepolter und Gelärm, das ihn oft bis in die Tiefe hinein gequält hatte, und das er doch für unabwendbar hielt, war verschwunden. Selbst beim Nachhausekommen von der Schule war es nur wie das Heranschwellen eines Stromes, das gleich wieder verfloss und verebbte. Man hörte fast kein Türschlagen mehr, kein Brüllen und Trompeten auf Gängen und Treppen.

Wie, wie hatte dies blutjunge Ding dies zuwege gebracht? Er konnte es sich nicht erklären. Er konnte sie auch nicht danach fragen, denn sie hätte es selber wohl kaum gewußt. Es war das geheimnisvolle Dazugeborensein. Was für eine glückliche Hand hatte Raspe bewiesen!

Statt der Dienstmägde kamen jetzt Hauskinder herein, ihm das Zimmer zu machen. Es war eigentümlich traulich. Da war die verwachsene Lene Lemp, deren Mutter Tagelöhnerwitwe war. Ein merkwürdig geschicktes Mädchen! Wie ein Blatt wehte sie herein. Wenn sie fegte, aufwischte, das Waschgeschirr reinigte, man hörte es kaum, daß jemand im Zimmer war. „Sind sie alle so hauchleise geworden, Lieschen?“ fragte er einmal. — „Nein,“ sagte sie, „ich habe Herrn Justizrat die Leiseste ausgesucht.“ Ja — das Aussuchen, das richtige Anstellen, das verstand dieser kleine Feldherr.

Seine Lampe, wie sie blickt, wie sie gleichmäßig brennt! Sein ganzes Leben lang hatte ihn das Blaken verfolgt. Über die schönsten Kunstmaschinen gebeugt, in seligem Anschauen versunken, sah er plötzlich kleine schwarze Pünktchen sich auf den Blättern sammeln, immer dichter werden — o Gott, die Lampe blakete wieder, ein ganzer Rußregen ging schon nieder; und wenn er sie tiefer schrob, wurde es halbdunkel. Seine Frau hatte es nicht ändern können, kein Mädchen hatte es anders gemacht — und nun stand im letzten Ausatmen seines Lebens die Lampe blitzblank und ohne die geringste Untat auf seinem Tisch, und das schüchterne Pastorentöchterchen holte sie mit ihrem scheuen Lächeln morgens ab und stellte sie ihm makellos brennend abends wieder herein. Es ist aber auch die einzige häusliche Verrichtung geblieben, in der sie es zu etwas brachte.

Welch ein Lebensabend! Der alte Herr möchte jetzt ganz gern noch ein bißchen dableiben, aber recht besehen ist man doch eigentlich überflüssig hier, macht den guten Kindern nur Arbeit. Ist schon besser, wie es kommt.

Aber Lise Borchert sah es so nicht an. Als sie mit ihrer jungen Unerfahrenheit merkte, daß ihr alter Herr Justizrat Tag für Tag beim Aufstehen, das sie allein mit ihm besorgte, immer schwächer wurde, faßte sie die große Angst, er könne ihr davongehen und sie mit dem ganzen Haus und all dem Kram allein lassen. Denn sie bildete sich immer noch ein, daß er alles führe und leite und sie ohne ihn nicht aus und ein wissen werde.

Daher beauftragte sie an einem Morgen den Ute Wendt, daß er allen anderen voran laufe und noch vor der Schule zum Doktor springe und ihn ihr heraufschicke. Erst als der Junge weg war, gestand sie Herrn Serrahn, was sie angerichtet habe. Da war er zum erstenmal sehr unzufrieden mit dem, was sie getan hatte, brummte furchtbar und nannte sie, was bei ihm etwas ganz Bösesartiges war, ein dummes Mädchen, ein ganz dummes, eigenwilliges Mädchen. Aber es war nun nicht mehr rückgängig zu machen, und Lise steckte seinen Zorn ergeben ein und dachte: „Laß ihn man. Vielleicht tut's ihm ganz gut, wenn er schimpft, und wo ein Kranker ist, gehört ein Doktor hin, das ist nun mal so.“

Unterdes kam der Doktor schon in seinem gewöhnlichen Trabeschritt den Seeweg herauf, wie immer in voller Eile.

Während er herankam, hatte sich eben ein kleines Unglück neben dem Haupteingang am Gittertor auf dem gepflasterten Pumpenweg ereignet. Da war eins der kleinsten Waisenkinder kopfüber in den Ziehbrunnen gefallen, aber

mit dem Höslein an einem Haken hängen geblieben, Kopf nach unten, und hatte gebrüllt, daß der ganze Ziehbrunnen wackelte, und sein Mitzwillig oben auf dem Steinrand hatte mitgebrüllt gleichermaßen, und es fehlte nicht viel, so wäre er kopfüber nachgelegelt. Kam aber Lise Borchert mit der verwachsenen Lemp aus der Giebelstür, legte den schreienden Robold mit Armesgewalt vom Steinrand, stieg in den Eimer und ließ sich von Lene Lemp hinunterwinden, stieß an der schlammigen Wand ab, bis sie den Brüller erreichen konnte, wäre dabei auf ein Haar mit dem Eimer umgekippt und zu zweit in die rettungslose Tiefe gesaußt. Es ging aber noch gut, und eben als der Doktor zum großen Tor hereinkommt, steigt vor seinen sehenden Augen der Eimer mit seiner merkwürdigen Fracht über den Rand.

Da vergift selbst dieser eiferwütige Doktor seinen Kranken und kommt mit halb zögernden Schritten heran, weil das für sein oberfluges Hirn doch etwas Neues ist.

Steht die blonde untersekte Dirn vor ihm, den jetzt ganz stillschweigenden, ein bißchen halbtoten Burschen im Arm, der sich mit seinen dünnen Armchen an ihren Hals klammert.

„Was ist das?“ fragte er.

„Bloß unser Stöffing,“ sagte Lise Borchert. Sie war ein bißchen außer Atem und ein klein wenig blaß, sonst nicht aus der Ruhe heraus. „Dumme Krott, das kommt davon.“ Sie wollte ihn wohl rütteln, aber dann wurde ein Streicheln daraus über den kleinen gekrümmten Rücken.

„Donnerwetter,“ sagte Doktor Rack. Er befühlte den Jungen.

„Er ist nicht mal naß,“ sagte Lise. „Gar nichts ist. Er kann auch bald wieder stehen. Aber ich muß Herrn Justiz-

rat sagen, wir müssen den ollen dämlichen Ziehbrunnen zuschütten. Wir haben ja jetzt die Plumpe.“

„Wo haben Sie ihn denn zu fassen gekriegt?“ fragte Doktor Rack.

Sie machte eine halbe Kopfbewegung. „Ach da man unten, wo ein Haken 'raussteht. Dämlicher Jung, Prügel müßt' er haben, aber was steht auch der olle Ziehbrunnen noch da. Kinder steigen doch mal auf sowas.“

„Wer ist denn der Junge?“

„Na, Stöffer. Von Schuster Pagel sein. Der im vorigen Winter gestorben ist. Die Wiete, die da steht, gehört dazu, die beiden Lütten hocken immer zusammen. Wieting, kumm mal her, faß mal dien Brüding an.“

Lene Lemp, die, seit der Eimer hochgekommen war, das kleine, ganz stillgewordene Dirnchen festgehalten hatte, ließ es jetzt laufen. Der Junge kam zur Erde. Er stand noch ein bißchen dösig, aber die beiden Kinder faßten sich sofort an die kleinen Hände. Sie waren beide gleich groß. Dann drehten sie sich um und trabten einträchtig davon. Es war ein furchtbar niedliches Bild, selbst der Doktor fand es.

„Passiert sowas hier öfter?“ fragte er mit einem halben Lächeln.

„Dasselbe noch nicht,“ sagte Lise Borchert.

Er mußte lachen, über die Antwort auch. Konnte sich vom Tator noch nicht so schnell trennen, ging an den Rand, guckte hinunter, suchte mit den Augen nach dem Haken. „Donnerwetter,“ sagte er dann wieder. „Ja, der Ziehbrunnen muß zugeschüttet werden,“ sagte er, um nur etwas zu sagen. „Es ist übrigens ein Wunder, daß sowas nicht doch schon öfter geschehen ist.“



Die Gräfinnen Thomassini. Gemälde von Heinrich Füger. 1751–1818.
Aus der Wiener Galerie des 19. Jahrhunderts. (Kunstverlag Union Schroll & Co. Wien.)

„Ach,“ sagte Lise wegwerfend, „in allen Dörfern sind doch Ziehbrunnen. Da fallen doch nicht immerzu welche 'rein. Das kommt dann mal so.“

Die Art von ihr gefiel dem Doktor ausnehmend. Sonst schreien und zetern sie und machen wunder was um jede Kleinigkeit, und diese Dirn setzte kaltblütig ihr Leben dran, und dann war's gar nichts. Und nicht mal hauen tat sie den Jungen oder küssen oder sonstwas, aus nervöser Aufregung geboren. Da saß was drin in der Dirn, Donner noch mal!

Er ging mit ihr zum Hause hinauf. Zum erstenmal, seit er Arzt war, mußte er seine Gedanken mit einiger Gewalt zu seinem Patienten zwingen. „Es geht ihm schlecht?“ fragte er.

Das Mädchen blieb stehen. Ihre Augen führten plötzlich eine dringende Sprache.

„Alle Tage wird er schwächer!“ rief sie. „Machen Sie, daß es wieder besser wird. Er ist doch noch nicht alt. Nein, er darf uns hier noch nicht weggehen!“

„So nötig brauchen Sie ihn?“

„Ja doch! Machen Sie ihn bloß wieder besser.“

Sie wartete dann vor der Tür, hörte lange drin murmeln. Sie nahm es als gutes Zeichen und fühlte dankbar gegen den Doktor. Aber als er herauskam und sie stehen sah, schüttelte er nur leise zu ihr hin den Kopf.

Da war sie ganz außer sich. Was? Es ging etwa schlecht? Wozu ließ man denn einen Doktor holen?

Sie ging mit ihm den Gang entlang, die breite Treppe hinunter. Sie ahnte nicht, daß er mehr an sie, als an den alten Herrn dachte, dessen Tage schon lange gezählt waren.

Er war ein hartgehämmerter Mensch, hatte auch seinen Berufssparren und galt in Bötelfür als Frauenverächter. Sein Blick ging über die Treppe durch die Halle. „Mutterhaft —“ dachte er.

Unterdes hatte er bei ihr allen Boden verloren. — „Dies dämliche, bedauernde Kopfschütteln und Achselzucken, wenn ihr weiter nichts könnt!“

Als sie unten standen, weinte sie beinahe.

„Es gibt doch sonst Mittel!“ stieß sie hervor. „Die Wissenschaft soll doch schon so weit sein! Immer wird darüber gestaunt und gepriesen. Herr Justizrat ist doch nicht eigentlich krank, bloß so furchtbar schwach. Und dabei nicht mal können Sie helfen!“

Er sah ihren wütenden Kummer, die blauen Augen voller Wasser. Er war in seinen Berufssachen sonst bös empfindlich, wehe, wer ihm daran tippte! Aber hier konnte er nichts übelnehmen, nein, im Gegenteil, er mußte ihr klarmachen, daß er vor dem Gang der Natur machtlos sei.

„Fräulein,“ sagte er, „die Medizin hat ihre Grenzen wie die ganze Wissenschaft. Wir wollen froh sein, wenn wir durch sie in einige verborgene Gänge dringen können. Aber vor einem höheren Gebot müssen wir alle unsere Waffen strecken.“

Er meinte es nicht im religiösen Sinne, er war nicht religiös, aber sie verstand es so, und er traf es dabei mit ihr. Ihr zornig anklagender Ausdruck wandelte sich, sie nickte still und sah zu Boden. Aber es zuckte um ihren Mund, als müsse sie gleich in bitterliches Weinen ausbrechen.

Er sah auch das. Nun wurde es ihm schon schwer, fortzugehen. „Ich will mein Äußerstes tun, alles, was möglich ist,“ sagte er. „Es war eine dumme Rede, denn das tat er ja immer, das war ja seine allererste Berufspflicht. Aber er mußte es ihr sagen, zum Trost, und damit sie ihn freundlich ansähe. Sie tat es nun auch, nickte mit ihren tränen-schweren Augen und gab ihm die Hand. Er wußte: „Jetzt wird sie weinen, wenn ich fort bin, die kleine Dirn.“

„Ich komm' heut' abend noch mal,“ sagte er.

Als er den Weg zum Gittertor ging, sah er nach links hinüber zum Ziehbrunnen.

„Nein, Fräulein, man muß einen fliehenden Geist nicht mit Gewalt aufhalten. Das ist Quälerei.“ Jetzt war er es, der traurig blickte. Er hätte ihr zuliebe noch eine Einspritzung machen können, aber er hielt sich selber zurück. „Sie müssen sich an den Gedanken der Trennung gewöhnen.“

Sie nickte, sie war tapferer als am Vormittag.

Wieder standen sie in der jetzt matt beleuchteten Halle. Sie kam gar nicht auf den Gedanken, ihn in ein Zimmer eintreten zu lassen, meinte wohl, wenn er seine Pflicht am Krankenbett getan hätte, gehöre er hinaus.

Er wäre aber gern noch ein klein wenig geblieben.

„Sie haben eine schwere Aufgabe übernommen,“ sagte er. Darauf erwiderte sie gar nichts, wußte nicht was. Es ist schwer und auch nicht schwer, was ist davon zu sagen?

„Was macht denn der kleine Brunnenfriz?“ fragte er.

„Er schläft doch natürlich,“ sagte sie.

Na ja. Leicht machte sie einem das Unterhalten nicht. Er war auch kein Sprechkünstler.

„Wenn eins von den Kindern mal krank ist,“ sagte er, „schicken Sie gleich zu mir. Besonders wenn Sie die Leitung nun bald allein haben. So viele Kinder zusammen, da muß man vorsichtig sein —“

„Ja, dann,“ sagte sie.

Er hatte noch einen quälenden Gedanken, runkte damit herum, brachte ihn halb verzweifelt hervor. „Es soll — natürlich — nicht viel kosten — selbstverständlich rechne ich sowas — summarisch —“

Er war ganz rot im Gesicht.

„Es ist ja keins krank,“ sagte sie.

Da machte er Schluß und lief in die Nacht hinaus.

— Er hatte gedacht: Wenn ich mich einmal verliebe, da ich ja doch mal heiraten muß, das wird eine völlige Nebensache für mich sein. Hush wusch und fertig.

Jawohl! Hush wusch, Nebensache — —!

Als Justizrat Serrahn gestorben und begraben war, befand sich Lise Borchert in einem trostlosen Zustand. Fast die ganze Nacht lag sie wach und quälte sich mit lauter schrecklichen Vorstellungen ab. Erst gegen Morgen schlief sie ein. Sie konnte reinweg nicht damit zurechtkommen. Es war ihr unsäglich, sich vorzustellen, daß sie alles allein auf eigene Kappe machen sollte und nicht mehr in das Zimmer mit den hohen Fenstern hineingehen und vor dem freundlichen alten Herrn alle ihre Fragen austragen konnte.

Die Verantwortung, die plötzlich ihr allein zufiel, warf sich mit einer Wucht auf sie, daß ihr junges Leben den Anprall kaum aushielt. Alles stand ihr schrecklich, riesengroß vor Augen. Alle die Ausgaben, und dann die Sache mit dem Ziehbrunnen, die hatte sie gar nicht mehr mit dem alten Herrn besprechen können, und alle die Kinder, was aus ihnen werden sollte, und es kam ihr rein verrückt vor, daß sie das alles befehligen und bestimmen sollte. Sie war innerlich auffässig gegen alle, die sie hierher gebracht hatten, den Bürgermeister vor allem, aber sogar ihre Eltern. Mutter sagte, sie wäre ein dummes Gör, dann wollte sie auch noch ein dummes Gör sein, das war viel schöner. Und wieder in ihren Papierladen zurück. Wenn Fieken jetzt auch da war, dann machte sie Nebenarbeiten, oder sie schickten den Laufjungen weg, da war schon immer was zu tun. Aber diese große Sache hier — wie kam sie da bloß hinein?

Am Morgen war sie noch ganz verstört und von dem Gedanken besessen, sie wolle und müsse fort. Es war ein sonniger Tag, schon herbstlich, aber die Luft so klar und rein. Lise hatte sich heute zum erstenmal verschlafen, das war ihr noch nicht vorgekommen, seit sie aus der Schule war. Zu Hause wäre sie auch schön damit gebracht worden. Aber hier konnte ihr keiner Vorwürfe machen, hier war sie ja nun die Oberste. Ach, das paßte ja gar nicht zu ihr!

Sie kam die Bodentreppe hinunter, denn der Gedanke war ihr noch nie gekommen, ihre Schlafstelle da oben mit einer besseren umzuwechseln. Im Haus war alles schon ganz still, im Eßsaal der Tisch abgeräumt, die großen Kinder alle zur Schule.

Es ist gar nicht zu sagen, was da mit einemmal in ihr vorging. Sie stand an dem abgeräumten Tisch, und gefegt war die Stube auch, und da war sie ganz erschüttert. Das fand sie plötzlich riesig brav von den Mädchen, daß sie alles so nett in Ordnung gebracht hatten, ohne daß einer immer hinter ihnen her sah und befahl und schelten mußte. Das stellte alles in ihrem Kopfe um. Nein, wenn die Kinder so brav auf ihrem Posten waren, dann konnte sie auch nicht von ihnen weglaufen. Dann mußte sie schon aushalten und zusehen, wie sie es zurechtkriegte. Vielleicht konnte sie manchmal Frau Sengpiel fragen, aber die hatte natürlich nicht die Macht, zu bestimmen wie der Herr Justizrat, die hatte auch keine Verantwortung und redete dann nur so hin. Aber es war doch ein fühlender Mensch.

Sieben von den Kindern waren noch zu klein, um in die Schule zu gehen. Das waren die beiden Pagels, Christoph, den sie Stöffer nannten, und Wieta. Dann noch lauter solch kleines Getier. Nun war das ja eine merkwürdige Sache.

Lise Borchert hatte doch die Waisenhauskinder als Plagebolde, Unturte, kurzum als etwas Feindliches betrachtet, das alles Schlechte hier verschuldete und gegen ihre eigentliche Arbeit, hier Ordnung und Sauberkeit zu schaffen, eine Nebensache war, die man aber natürlich nicht beseitigen konnte. Der Kriegsfuß war gegeben, den zweifelte sie gar nicht erst an, auch nicht, als sich die Unturte bei ihren Besserungsplänen netter erwiesen, als sie vorher angenommen hatte. In diese ganz unbedingt streitbare Anschauung waren aber die sieben Winzigen, noch nicht Schulpflichtigen, gar nicht einbezogen. Die spielten in Lises Empfinden eine ganz andere Rolle, ungefähr wie der kleine Fritz Moll vor ihrem Ladenfenster im Regenguß. Für die war ein Winkel in ihrem Herzen offen. Die meinte sie nicht mit, wenn sie schimpfte. Für die hatte sie Mitleid, weil es eben verlassene kleine Bötchens waren, um die kein Mensch auf Erden sich richtig kümmerte. Mit den Großen — das war ein ganz anderes Ding.

Wie sie nun heute die schreckliche, schlaflose Nacht hinter sich hatte und die Angst immer noch auf der Seele, und die Schulkinder alle weg, und der Herr Justizrat brauchte sie nun auch nicht mehr, und ausgeräumt war das meiste schon, da hatte sie eine seltsame Lust, eine Weile lang gar nichts zu tun und sich zwischen alle die Lütten zu setzen.

Die waren von den großen Mädchen in eine kahle Hinterstube hingesetzt und eingeschlossen. Der Schlüssel steckte drin. Nun kam sie und ging zu ihnen hinein.

Ganz still war es ja hier nun nicht. Eins heulte, zwei zankten sich, zwei jagten um den Tisch, und die beiden kleinen Pagels standen auf Fußbänken am Fenster und guckten hinaus und besprachen sich dabei wohl was. Da fiel Lise eine drollige Geschichte ein, die man in ganz Bötter von diesen beiden Wichten erzählte.

Also wie ihr Vater, der Schuhmacher, gestorben war und die Mutter auch krank im Bett lag, sitzt eine Nachbarin bei ihr, und der klagt sie unter Weinen, daß alle die Leute, die ihre Rechnungen noch nicht bezahlt hätten, nun, da ihr Mann tot sei, sich dumm stellten und das Geld nicht schickten. Und sie selber könne mit ihren schlimmen Füßen nicht herumlaufen, und zum Schicken habe sie niemand. Ach, und sie

brauchten das Geld so nötig. Dies hatten die beiden Lütten mitangehört, und nun gingen sie beiseite und beredeten sich darüber. Am nächsten Tag ziehen die beiden los. Zu Weihnachten hatten sie von der Frau des Kaufmanns Kortüm kleine Perltäschchen bekommen, blau, mit einem weißen Schwan auf jeder. Die waren ihr wohl zu altmodisch. Keiner kaufte sie mehr, oder sie tat es aus gutem Herzen, kurz: die kleinen Pagels bekamen die Dinger. Nun sind sie hier und da in den Häusern aufgetaucht. Bei den feinsten Leuten sind sie gewesen, wo man vor der Tür an einer Glocke ziehen mußte, und wenn der Stöffer nicht hat anreichen können, hat er das Wieting hochgehoben, daß die hat klingeln müssen. An andere Türen haben sie mit den kleinen Fäusten und Füßen gegengehämmert oder auch wie ein Paar Wichtelleute plötzlich dagestanden in der Küche. Und dann hat Stöffer gesagt: „Wi wülln dat Geld afhalen, dat Zi Wadding noch schüllig blewen sind.“ — „Was für Geld?“ haben einige gefragt. — „För de Schoh.“

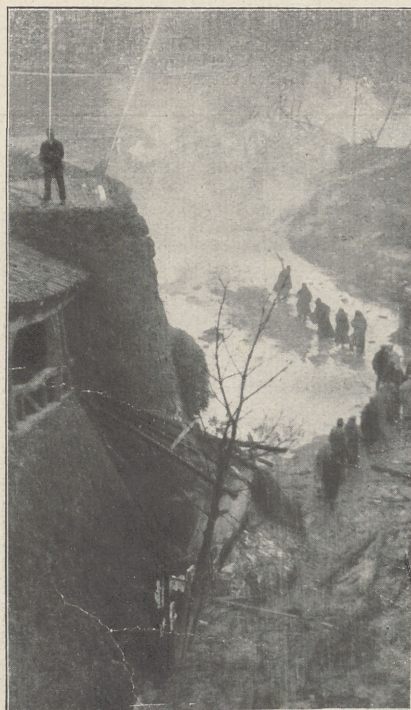
Einige hatten nun auch wirklich die Schuhe noch nicht bezahlt und kriegten vor den kleinen Gesichtern das Schämen und liefen und holten das Geld und steckten es in die Täschchen. Und andere sagten: „Wir sind euch ja nichts schuldig. Was ist das für eine Frechheit, macht, daß ihr wegtommt.“ Aber darunter waren auch einige, die waren zwar nichts schuldig, aber es kam sie ein menschliches Rühren an, und sie steckten den Kindern ein paar Pfennige oder einen Sechser oder einen guten Silbergrösch ein, wie man das damals nannte. Beim Kornhändler Mewes waren sie auch, da war eine sehr gutmütige Frau. Die Leute waren zwar noch nie im Leben jemandem etwas schuldig gewesen, aber wie das Mädchen sie herbeirief und sich halb totlachen wollte, schalt sie und sagte, das wäre eher zum Weinen, und nahm die Bötchen in ihre Stube und gab ihnen Schokolade zu trinken und Kuchen zu essen. Dann packte sie jedem in sein Perltäschchen drei Taler, und nun waren sie so voll, daß die kleinen Einkassierer für heute nach Hause gehen konnten. Die Mutter hatte aber zuerst mehr Schreck als Freude daran, dachte, Stöffer und Wiete hätten das viele Geld gestohlen, und wollte lange nicht glauben, wie es zugegangen war.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Hinter den Kulissen des Films. Von Alwin Steinig.

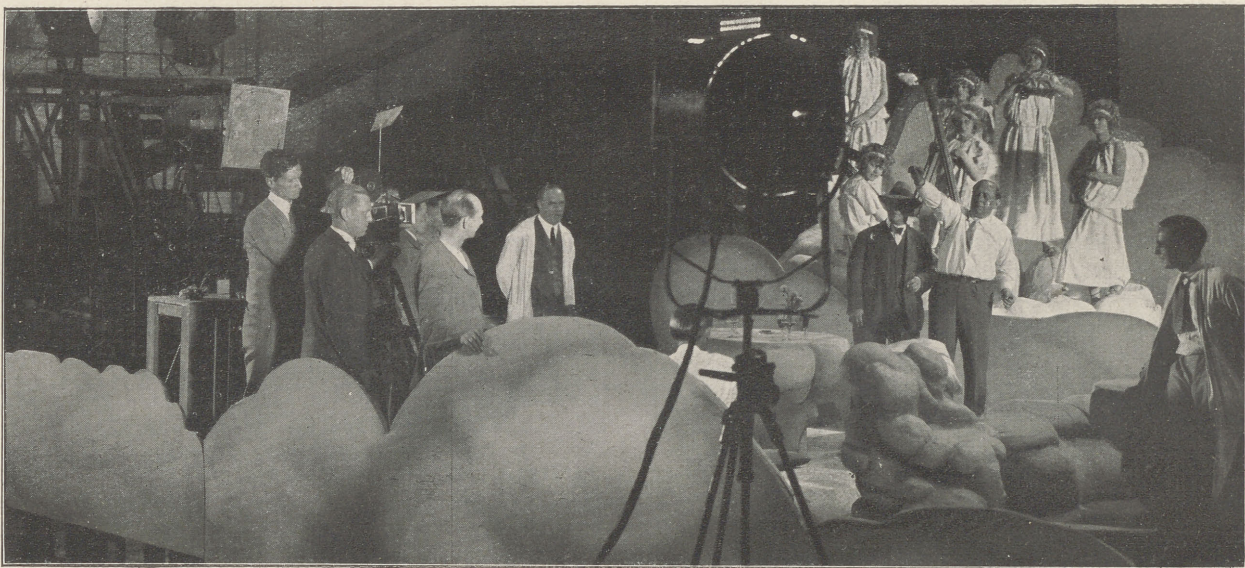
Wie viele Tausende, die allabendlich vor der zappelnden Leinwand sitzen, haben es sich schon gewünscht, zumindest einmal Pate bei einer Filmaufnahme gewesen zu sein! — Nun, — es sei zuzugeben, daß der Reichtum, den das fertige Bild dem Zuschauer zeigt, den Wunsch wach werden lassen muß, die Stätte dieses Glanzes auch einmal zu betreten. Und dies um so mehr, als heute nahezu jedermann weiß, daß fast alles, was dargestellt werden

sol, im Filmatelier „gebaut“ wird. Viele Aufnahmetricks sind bekannt, aber immer wieder reizt es zu erfahren, wie dies oder das im Film entstanden sein mag. Wenn z. B. ein heldenhafter Forscher in eine Gletscherspalte in tausendem Falle hinabstürzt und uns das Herz beim Anblick dieses Unglücksfalles bis zum Hals vor Erregung schlug, fragten wir uns erstaunt, wie dies wohl gemacht worden ist, denn so naiv ist ja heute niemand mehr, daß er

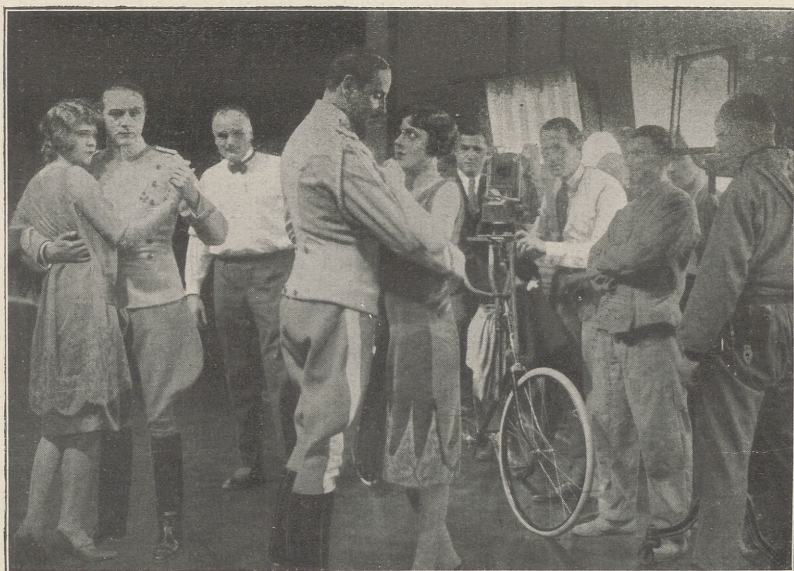


Links: Die aus Pappe gebaute Gletscherspalte, in die Milaf im Atelier der Ufa zu Neuhabsberg hineinführt. — Mitte: Regenwetter muß mit Schläuchen künstlich hervorgerufen werden. — Rechts: Milaf friert in der Gletscherspalte aus Pappe.





Als Schauplatz für den Film „Das tanzende Wien“, hat der Regisseur Friedrich Zelnic sich den Himmel ausgesucht, — aber nur Leinwandwolken sind ins Atelier zu ihm heruntergekommen.

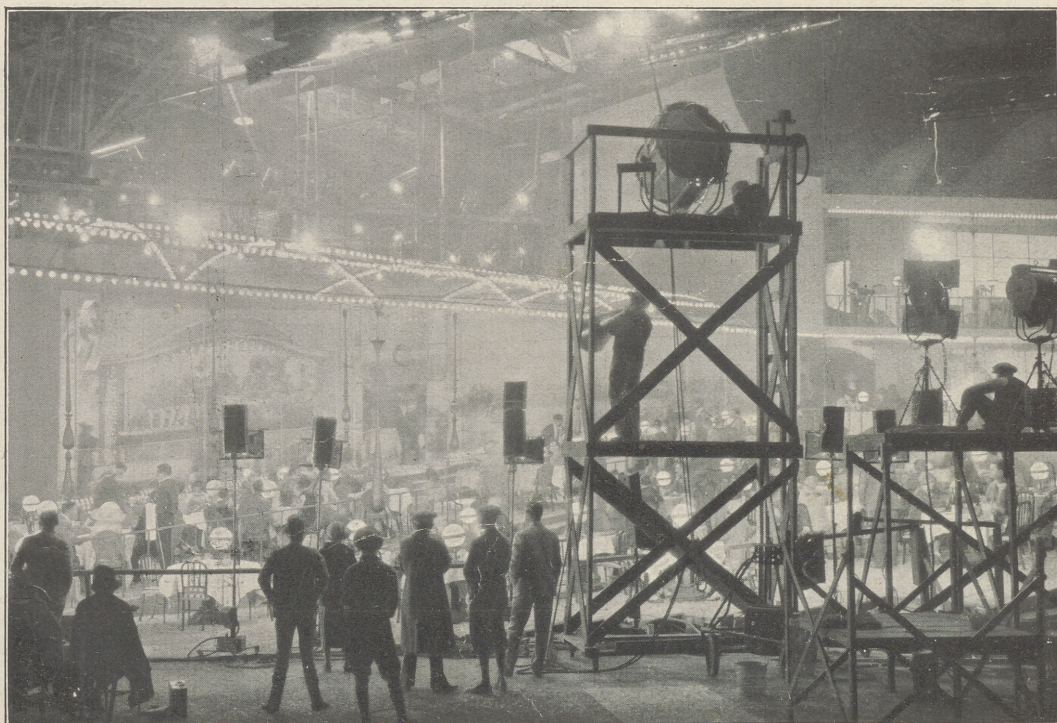


Diese Paare drehen sich für den Ufa-Film „Der letzte Walzer“ im Tanze. Der Operateur, der seinen Apparat auf ein Zweirad montiert hat, wird ihre Bewegungen „per Rad“ verfolgen, so daß besonders flotte, bewegliche Filmbilder entstehen.

und der eine oder andere mußte tatsächlich sein Leben dabei lassen. In fast allen Fällen aber werden die schwierigsten Vorgänge im Atelier einfach konstruiert. Nachdem z. B. ein großer Teil eines Hochgebirgs- oder Grönlandfilmes an Ort und Stelle gedreht worden ist, beginnt man im Atelier mit den komplizierten Trickaufnahmen, oder man baut sich entsprechende Staffagen an Ort und Stelle, wie dies im Film „Der heilige Berg“ gemacht wurde, die natürlich glänzend durchleuchtet werden müssen, damit sie photographisch einwandfrei herauskommen. Wir geben hier ein Beispiel: Auf dem ersten Bilde sehen wir, wie sich Milaf an einem Seil in die Tiefe des Eisberges hinunterläßt. Der Eisberg ist aus Pappe, mit Salz, Naphthalin und weißer Farbe beschmiert. Der Sturz wird so dargestellt, daß man den herabgleitenden Darsteller mit langsamer Umdrehung photographiert und die Bilder nachher schnell abdreht. Da es bei der Photographie immer nur auf den Bildausschnitt ankommt, ist es nicht nötig, für eine derartige Szene ein riesenhaftes Panorama aufzubauen. Das Objektiv hat ja nur eine begrenzte Fassungsvermögen. Voraussetzung ist, daß die Kulisse täuschend nachgemacht ist. Wird dann eine derartige Szene in den Hauptfilm hineingeschnitten, so wird kaum jemand zweifeln,

glaubt, diese Aufnahme sei nur einem besonders glücklichen Umstande zu verdanken, der Forscher vielleicht tot und der Aufnahmeoperator gerade noch mit heiler Haut mit dem geretteten Filmstreifen übrig geblieben. Natürlich kommen auch im Film sensationelle Aufnahmen dieser Art zustande,

Vergnügungsetablisments riesigen Ausmaßes gibt es natürlich zu Hunderten in der Welt, aber nicht ein einziges Unternehmen, in dem man in Ruhe und unbeobachtet filmen könnte. Wenn sich also Murnau in Hollywood zu seinem Foxfilm „Sonnenaufgang“ eine Riesenvergnügungsküste in sein Atelier bauen ließ, so war dies unerlässlich, und die vielen Jupiterlampen, die man an der Decke und im Vordergrund aufgestellt hat, geben einen Begriff, wieviel Licht nötig ist, um einen solchen Riesenraum für die Photographie auszuleuchten.

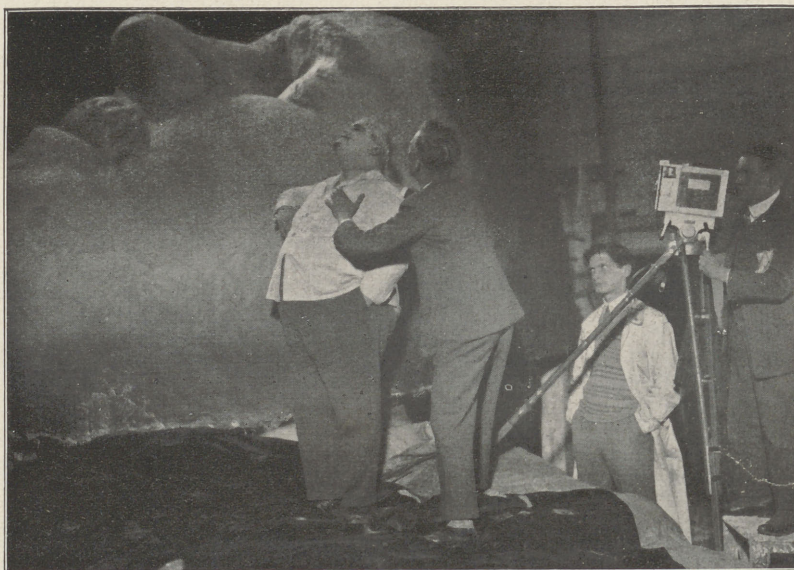




Dies ist der Himmel, in dem Kaiser Franz Joseph bei Strauß zu Besuch ist. Dazwischen geblasene Wasserdampfwolken verstärken die Täuschung und verwischen die steifen Ränder der Pappwolken.

daß diese Aufnahme in Grönland gemacht worden ist.

Wie oft jammert man im Film nach der Sonne bei einer Außenaufnahme, und gerade hier in Europa sind wir bekanntlich mit schönem, gleichmäßigem Sonnenwetter nicht verwöhnt. Wie oft kommt es auch vor, daß man dringend Regen gebraucht und gerade pralle Sonne scheint. Diesem Umstande kann man sehr leicht abhelfen. Es werden auf erhöhtem Standort Arbeiter mit Spritzen aufgestellt, die das erforderliche Naß vom Himmel herabkommen lassen. Wie man sich erinnern wird, spielte ein Teil des Defina-Filmes „Das tanzende Wien“ im Himmel. Das Atelier in Staaken war so liebenswürdig, Herrn Jelnik den Himmel aufzubauen. Wie man auf dem ersten Bilde ersehen kann, wurden zu dieser Aufnahme eine Reihe Gazewolken, verschiedenartig geschnitten und getönt, vor die Mitspielenden gebaut und etwas weißer Dampf mit einem Flugzeugpropeller dazwischengetrieben, damit das Sphärenhafte herauskam. Das wäre nun an sich kein erschütterndes Ereignis, aber Jelnik hatte noch seinen besonderen Trick, er ließ während der Aufnahme



Der Regisseur Carl Böse vergleicht in dem Phoebusfilm „Die weiße Spinne“ den Kopf des Hauptdarstellers mit dem Aussehen und der Ähnlichkeit des geformten Tonmodelles. Gleich wird es Nacht werden, und auf der Nasenspitze des vermeintlichen Schlafers wird eine Tänzerin ihre Schritte ausführen; der Zuschauer, der nur das fertige Bild zu sehen bekommt, wird sich wundern, wie es möglich war, daß die Tänzerin auf einer Nasenspitze tanzen konnte!



den Aufnahmeapparat zurückfahren, so daß sich das Bild dauernd verkleinerte und dadurch der Eindruck hervorgerufen wurde, daß das Bild in den Äther entschwebte.

Schon vor einigen Jahren hatte der Operateur Freund erfasst, daß dem Aufnahmeapparat mehr Beweglichkeit verschafft wer-

Dies ist ein Bildausschnitt aus nebenstehender Szene. Beachten Sie das schreitende Bauernpaar, das dem Vordergrund zutreibt und nach Kleidung und Verhalten in den Rahmen des Ganzen nicht hinpaßt. Wie völlig unbeteiligt das Publikum an den Tischen sitzt und von dem Ehepaar abichtlich keinerlei Notiz nimmt. Das Filmbild wanderte mit den Darstellern durch alle Säle, so daß der Eindruck hervorgerufen wurde, daß wir sie begleiteten. Der Operateur fuhr langsam in einem leicht gefederten Gestellwagen den Darstellern voraus, so daß der Eindruck des Mitgehens hervorgerufen wurde.

den mußte. Und so läßt man jetzt zeitweilig den Apparat nicht nur auf einen Aufnahmewagen an den Aufzunehmenden heransfahren und sich wieder entfernen, sondern man bemüht sich, das Objektiv so gelenkig wie irgend möglich zu führen. Man bindet es sich nicht nur um die Brust, läßt es nicht allein auf einer Gleitschiene fahren, sondern man setzt es auch vorn auf das Zweirad und fährt mit ihm zwischen den Darstellern hindurch.

Eine sehr originelle Tonmaske riesigen Formats hatte der Regisseur Carl Boese in dem Phœbusfilm „Die weiße Spinne“ von dem Kopf seines Hauptdarstellers herstellen lassen. Es sollte nämlich in dem Film nächtlicherweise ein Mädchen auf der Nase dieses Mannes tanzen. Man hätte

zwar diese riesenhafte Maske nicht anzufertigen brauchen, wenn man den Schlafenden vor einem schwarzen Hintergrund aus nächster Nähe photographiert und den Filmstreifen, soweit der schwarze Hintergrund es erforderte, abgedeckt hätte, den Bildstreifen bis zum Anfang wieder zurückgedreht, nunmehr den unteren Teil schwarz abgedeckt, mit dem Apparat zurückgegangen und die Tänzerin in freier Bahn noch einmal photographiert hätte. Das läßt sich technisch machen; das formenreiche Profil eines Gesichtes ersichert aber diese Aufnahmeart, so daß es photographisch einfacher und sicherer war, diese nächtliche Vision gemeinsam in entsprechender Größenverschiebung im Original auf einen Streifen aufzunehmen.

Der Schuster von London. Erzählung von Kory Towska.

Marquis von St. Herem, ein zäher Diplomat und Mann von stolzer, kalter Denkart, war Gesandter Frankreichs am Hof der Königin Elisabeth von England. Als er eines Tages ein Paar neue Schuhe brauchte und sich nach dem besten Schuhmacher Londons erkundigte, nannte man ihm einen gewissen Bezins. Er berief diesen und war erstaunt, einen jungen Mann von reizendem Aussehen und tadellosem Anstand zu finden, den er, hätte er ihn in besserem Anzug irgendwo getroffen, gewiß für einen Edelmann gehalten hätte.

Während er sich von ihm Maß nehmen ließ, trat zufällig seine Tochter Anne ins Zimmer, und der Marquis befahl dem Bezins, seiner Tochter gleichfalls ein Paar Schuhe anzumessen. Das junge Mädchen, ebenso betroffen wie ihr Vater von der Schönheit und Anmut des jungen Menschen, wagte kaum, sich zum Maßnehmen zu setzen. Als der junge Handwerker ihren Fuß in seinen Händen hielt, fuhr ein Zittern über ihren Körper, und ihr Gesicht bedeckte sich mit hoher Glut, während das Bezins' bleich wurde. Wie ein Wetterstrahl war die Liebe in die beiden jugendlichen Herzen gefahren.

Der Marquis hatte nichts davon bemerkt, und so ahnte er nicht, mit welcher herzbeklemmender Ungeduld seine Tochter dem Augenblick entgegenharrte, da der schöne Jüngling die fertigen Schuhe bringen würde. Der arme Bursche war lange mit sich uneins, ob er die Schuhe selbst hintragen oder einen Boten senden solle. Wer war er und wen liebte er! Diese Liebe konnte ihm nur Unglück bringen. Trotzdem siegte schließlich der Wunsch, die Angebetete wiederzusehen, und mit Herzklopfen betrat er neuerlich das Gemach.

Des Fräuleins rührender Ton, der Wechsel von Röte und Blässe auf ihren Wangen, die Verwirrung ihrer Worte und Blicke gaben ihm bei diesem zweiten Besuch die Gewißheit, daß seine Liebe nicht hoffnungslos sei, soweit es sich um das Fräulein selbst handelte. Was ihr Vater dazu sagen würde, danach fragte er in diesem Augenblick nicht. Sein Herz jubelte auf, kaum blieb er seiner mächtig genug, sich vor Herrn von St. Herem nicht zu verraten. Dieser war mit der Arbeit zufrieden und versprach weitere Aufträge. Der Blick aber, den das Fräulein dem Schuhmacher beim Abschied schenkte, beschwor ihn, nicht auf ein Paar zerrißener Sohlen zu warten. Das Herz von den kühnsten Hoffnungen geschwellt, stürmte er so heftig durch das Vorzimmer, daß er mit einem vornehmen Herrn zusammenstieß, bei dem er sich artig entschuldigte.

Dieser Herr, Chevalier François de la Noue, der, soeben aus Frankreich angekommen, sich beim Gesandten seines Landes melden wollte, erkundigte sich im Laufe des Gesprächs, wer der hübsche Junge gewesen sei, den er im Vorzimmer getroffen und dessen Aussehen und Manieren in einem so seltsamen Gegensatz zu seiner bescheidenen Kleidung stünden. Als er die Antwort erhielt: „Der Schuster Bezins,“ ging es wie ein Rad durch seinen Körper. „Bezins, sagen Sie?“ fragte er in einer Erregung, die der Marquis nicht verstand. „Und Schuster?“ fügte er kopfschüttelnd hinzu. „Ist der junge Mann Franzose?“ — Der Marquis zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß er gut arbeitet und daß ich ihn empfehlen kann.“

In ihrem Gemache erwog unterdessen Anne de St. Herem die Aussichten ihrer Liebe. Sie waren trübe genug. Was half es, daß der Geliebte wert war, Ahnen, Rang und Vermögen zu besitzen? Da er sie nicht besaß, konnte er niemals der ihre werden. Ihren Vater anzusehen, wäre vergebens gewesen. Der stolze Mann hätte sie in ein Kloster gesperrt.

Während das liebende Mädchen sich solchen trüben Gedanken überließ, schwelgte ihr Andeter in der Erinnerung

an das Geständnis ihrer Liebe, das ihre Augen ihm so unwiderleglich vermittelt hatten. Er wollte, er mußte die Geliebte erringen. Da die übrigen Wege verrammelt waren, blieb nur die Flucht. Doch wohin?

Nach am selben Tage wurde er zu Herrn de la Noue berufen, um ihm ein Paar Schuhe anzumessen. Während er seine Arbeit tat, ruhten die Blicke des Chevaliers sonderbar forschend auf seinem Antlitz. Unablässig hatten sich die Gedanken des alten Mannes in den letzten Stunden mit dem Jüngling befaßt. Den Namen Bezins hatte des Herrn de la Noue einzige Schwester getragen, die er vor fünfundzwanzig Jahren an den Grafen Bezins, einen sehr reichen Edelmann zu Anjou, verheiratete. Die Ehe gestaltete sich unglücklich, weil Kindersegen ausblieb. Als endlich nach fünf Jahren ein Knabe geboren wurde, war es für die Gräfin zu spät. Eine andere, Isabelle d'Arctagnan, ein Fräulein aus vornehmen, aber verarmtem Hause, besaß des Grafen Herz und bald auch seine Hand, denn die Gräfin, gebrochen durch Kummer und Demütigungen, stieg an den Folgen der Geburt hin und starb bald darauf. Das Knäblein folgte ihr in kurzem. Niemals hatte François de la Noue das traurige Los seiner einzigen Schwester verwinden können. Dieser Kummer war schuld, daß er unvermählt blieb und sich ganz dem Kriegshandwerk widmete. Nun traf er in England einen jungen Menschen, der nicht nur die unvergessenen, geliebten Züge der Schwester trug, sondern auch ihren Namen und der, den Jahren nach, wohl ihr Sohn sein konnte. Von diesem Augenblick an war es des alten Kriegsmannes einziges Bestreben, sich Gewißheit zu verschaffen, ob er hier nur vor einem Spiel des Zufalls stand oder vor der Lösung eines Verbrechens.

Ein halb vergessenes Gerücht war in ihm aufgetaucht, daß der Tod der Gräfin von Bezins durch verbrecherische Hand beschleunigt worden sei, und daran knüpfte sich ihm nun ein zweiter Verdacht: wer die Gräfin getötet hatte, der konnte auch ihren Sohn, den Erben der Bezins'schen Güter, beseitigt haben. Möglichst unbefangen befragte er den jungen Mann nach seiner Herkunft, seinen Eltern. Was er erfuhr, machte seinen Verdacht zur Gewißheit. Der junge Bezins war ein angenommenes Kind, Franzose von Geburt. Sein Pfleger, ein unbemittelter Handelsmann namens Williams, hatte ihn einst aus Anjou herübergebracht. Da der junge Mann selbst mehr nicht wußte, eilte Herr de la Noue zu dem Pfleger. Im Anfang wollte dieser brave Mann nicht mit der Sprache heraus, doch gestand er endlich, daß eine Kammerfrau zu Angers, die er seit Jahren durch seine Handelsreisen kannte, ihm eines Tages heimlich das Würmchen gebracht und ihn weinend gebeten habe, es nach England hinüber zu retten, da ihm zu Angers der Untergang geschworen sei.

Mit dieser Kunde ausgerüstet, schiffte sich der Chevalier nach Frankreich ein. Dem wackeren Williams gebot er Verschwiegenheit, bis er die volle Klärung zu Angers erreicht haben würde. Der Handelsmann hielt sein Wort, doch konnte er sich nicht enthalten, dem Pflegerohn zu sagen, wenn er je im Leben Hilfe brauche, solle er sich vertrauensvoll an den Chevalier de la Noue wenden.

Was brauchte es mehr für den jungen Verliebten? Die Freistadt der Liebe war gefunden. Fortan gab's für ihn kein Hemmnis mehr. Bald war das Einverständnis mit Anne hergestellt und das Fräulein von St. Herem bereit, mit dem Erwählten ihres Herzens nach Frankreich zu fliehen. Sie verkaufte heimlich ihren Schmuck, und nun harrten beide nur der Gelegenheit, dem Marquis entweichen zu können. Dazu half eine Einladung der Königin zur Jagd an den Gesandten. Wenige Tage später warfen sich die beiden jungen Menschen



Wintermorgen. Gemälde von Herbert Ryl-Hanisch
(Aus der Frühjahrs-Ausstellung 1927 der Wiener Sezession)

Herrn de la Noue in seinem Schlosse bei Angers zu Füßen.

Dem alten Krieger fiel es nicht schwer, dem Pärchen den verliebten Streich zu verzeihen. Es war ihm gelungen mit Hilfe der Aussage Williams' und der zum Glück noch lebenden Kammerfrau, die ränkesüchtige, geldgierige und gewissenlose Isabelle d'Aragnan, jetzt Gräfin von Bezins, zu entlarven und der verdienten Strafe und Verachtung zuzuführen. Nichts stand mehr im Wege, den jungen Bezins als gesetzmäßigen Erben seines inzwischen verstorbenen Vaters einzusetzen.

Nicht so leicht zur Verzeihung geneigt war der Marquis von St. Herem, der Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, die Spur der entflohenen Tochter zu finden, was ihm bei seinen Machtmitteln als Gesandter natürlich schneller geglückt war, als dies bei anderen Vätern der Fall gewesen wäre. Der stolze Mann glaubte vom Schlage gerührt zu werden, als er die Zitternde fand und neben ihr — seinen Schuster. Erst als er vernahm, daß dieser Schustergeselle des Herrn de la Noue Neffe war, des Grafen Bezins' Sohn und im Begriff, von Rat und Parlament zu Anjou feierlich in alle Rechte dieser berühmten Familie eingesetzt zu werden, söhnte er sich mit der Wahl seiner Tochter aus, und das liebende Paar konnte am Altare den Bund ewiger Treue schließen.

Jahre vergingen. Drei liebeliche Kinder spielten um der glücklichen Eltern Füße, und die Tage flossen dahin in ungetrübter Freude. Da erhielt Bezins eines Tages die ihn tief berührende Nachricht, daß sein Pflegevater gestorben sei, der Brave, den er reich belohnt hatte. Zu gleicher Zeit

empfang de la Noue einen Brief von der Hand des Geistlichen, der Williams' letzte Beichte empfangen. Der Dechant schrieb, gemäß dem Wunsche des Toten sei er verbunden, dem Herrn François de la Noue mitzuteilen, daß der Säugling, den Williams einst zu Angers übernommen und redlich nach England retten wollte, die Meerfahrt nicht überstand. Jener Jüngling, den der Chevalier als Neffen und das Geheiß als Grafen von Bezins anerkannt habe, sei Williams' leiblicher Sohn gewesen, den er unter dem Namen des gräflichen Kindes erzogen habe, um ihm die Möglichkeit eines Glückes offen zu halten, wie solcher denn auch tatsächlich eingetreten sei.

Als der Edelmann diesen Brief gelesen hatte, brauchte er eine Weile, um seine Gedanken zu ordnen. Also doch Schuster! Ohne Rang, ohne Stand, ohne Ahnen! Aber nicht ohne Adel! Denn was sonst wäre ihm aufgefallen an dem schlichtgekleideten jungen Menschen in dem Vorraum des Gesandten? Die Ähnlichkeit mit der Schwester? Er wußte längst, daß sie Täuschung gewesen war, ein Blendwerk, nachträglich hervorgerufen durch den Namen Bezins, wie so vieles hier auf Erden Blendwerk ist, nur weil es einen großen Namen führt. Die liebende Anne allein hatte sich durch nichts blenden lassen, sie hatte ihr Schicksal in die Hände des armen, niedrig geborenen, doch hochdenkenden Menschen gelegt, und ihre Liebe war nicht enttäuscht worden.

François de la Noue hat geschwiegen, auch in seiner letzten Stunde. Eine Lüge? Gewiß. Doch sagte ihm die innere Stimme, daß es hienieden Lügen gibt, die dort oben Wahrheiten sind.



Der eine grübelt Streit,
Kränkung und Wiederkränken. —

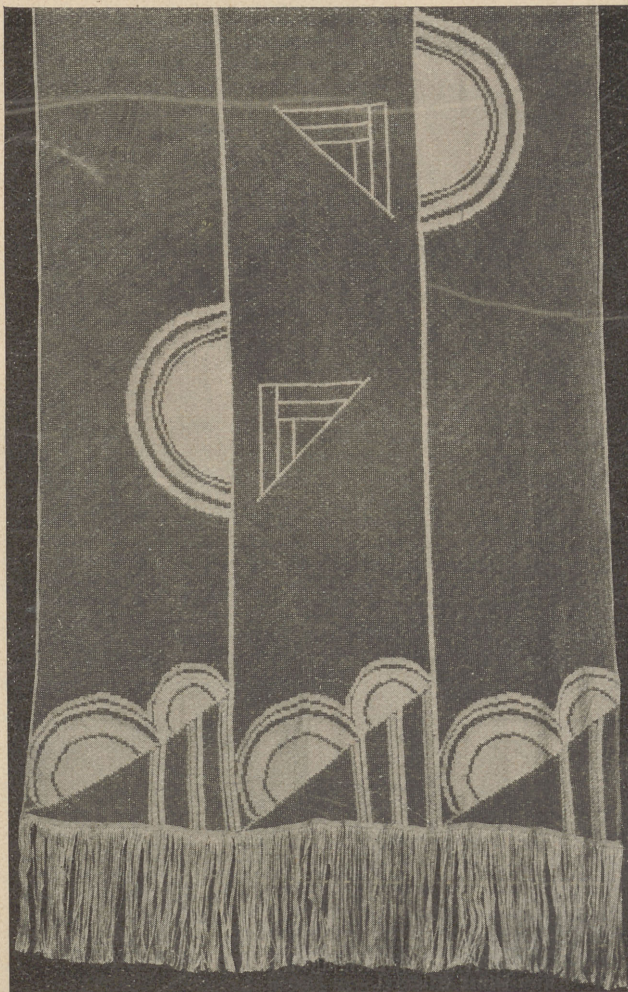
Die andre hat nicht Zeit,
An Arges nur zu denken. f. s.

Ein Fenstervorhang zum Selbstarbeiten.

Der Stolz jeder Hausfrau ist es, die Fenster ihrer Wohnung so geschmackvoll und gediegen wie möglich zu bekleiden. Ein handgearbeiteter Filetstore ist wohl das Schönste und Kostbarste, was auf diesem Gebiet zu haben ist, seine Selbstanfertigung allerdings eine erhebliche Geduldsprobe. Die Filetarbeiten früherer Zeiten waren reich und kraus gemustert, man bevorzugte allegorische Menschen- und Tiergestalten, und — Rosenranken. Die heutigen Muster sind klar, leicht und offen, figürliche Darstellungen sieht man kaum noch, die Motive leiten ihre Herkunft von der Geometrie ab.

Der auf dieser Seite veranschaulichte Fenestervorhang wird gewiß nicht in jedes Zimmer hineinpassen, aber überall dort, wo man begonnen hat, seine Räume nach neuzeitlichen Gedankengängen auszugestalten (für diejenigen unter unseren Lesern, die hier nicht mitkönnen, haben wir auch noch ein Vorhangsmuster alten Stiles in der Vorratsmappe), überall dort wird auch er am Platze sein.

Die Anfertigung ist leicht und schnell fördernd, sobald der Grundstoff (weißer Maschinensiletstoff, 2 Loch gleich 1 cm) erst einmal richtig vorbereitet ist. Der Vorhang ist nämlich nicht rein weiß — wer durchaus will, kann ihn natürlich auch in weiß arbeiten — sondern dunkel-ecru-farben gehalten. Man erreicht dies durch Einlegen des Stoffes in starken Tee. Zuerst wird er durch kaltes Wasser gezogen und gründlich darin geschwenkt, dann



Filetschal mit wirkungsvollem Muster in Leinenstopfstich. Entwurf und Ausführung: Sophie Rade, Neue Werkstatt für textiles Kunstgewerbe, Dresden. Aufnahme: Binkhorst, Berlin.

legt man ihn in Tee, der aus einem Extrakt von einer Handvoll Teeblätter und 10 Liter kaltem Wasser gewonnen wurde. Nach einer halben Stunde, während der man den Gittertill öfters umgewendet hat, wird der gewünschte Farbton erzielt sein. Danach wird der Stoff naß aufgespannt und, wenn er trocken ist, abgenommen. Jetzt erst wird mit der eigentlichen Handarbeit begonnen. Nun werden die beiden Längsanten durch zwei Reihen fester Maschinen übereinander in dazu passendem Perlarn Nr. 5 verfestigt.

Die untere Kante erhält einen Abschluß von Leinenstopfstich. Die ersten zwei Reihen läßt man frei, stopft dann zwei Loch hoch einen schmalen Streifen und languettiert gleich an der unteren Lochreihe in das Gestopfte hinein. Vorher hat man den Stoff, nachdem man sich genau die Mitte angegeben hat, sehr straff und gerade in einen großen Filetrahmen eingespannt. Das Muster selbst wird in Perlarn Nr. 3 und 5 gearbeitet. Ein Typenmuster ist unter Nachnahme durch die Neue Werkstatt, Dresden, Zeughausplatz 3, erhältlich. Die Franzen werden in Perlarn Nr. 1 ausgeführt; sie sind 30 cm lang und werden gleichmäßig in jedes Loch (doppelt, also etwa 65 cm lange Fäden abschneiden!) eingehängt und verknüpft. An Material wird im ganzen benötigt: 3,50 m Stoff, 150 cm breit, 100 g Perlarn Nr. 1 und je 200 g Perlarn Nr. 3 und 5.

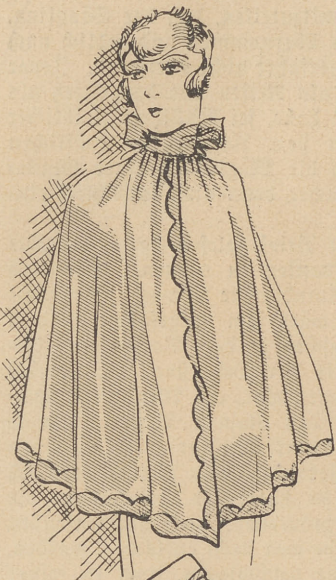
Schöne Wäsche.

Seitdem wir in der Kunstseide ein der echten Seide fast gleichwertiges deutsches Erzeugnis besitzen, gehört auch seidene Wäsche nicht mehr zu den Unerreichlichkeiten und wird von einem großen Teil der Frauenwelt gern getragen. Voraussetzung für ihre Rentabilität ist allerdings, daß mit der feinen Unterkleidung bei der Wäsche besonders sorgfältig umgegangen wird, daß man sie niemals zu der sogenannten „großen Wäsche“ gesellt, sondern stets gesondert behandelt.

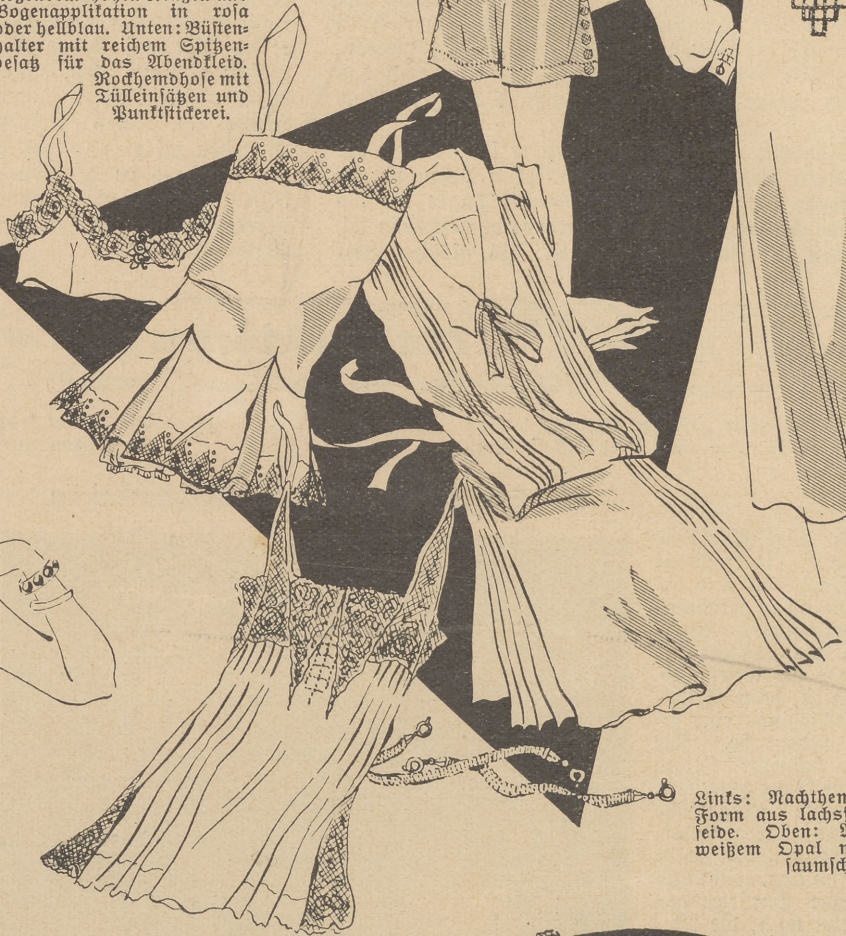
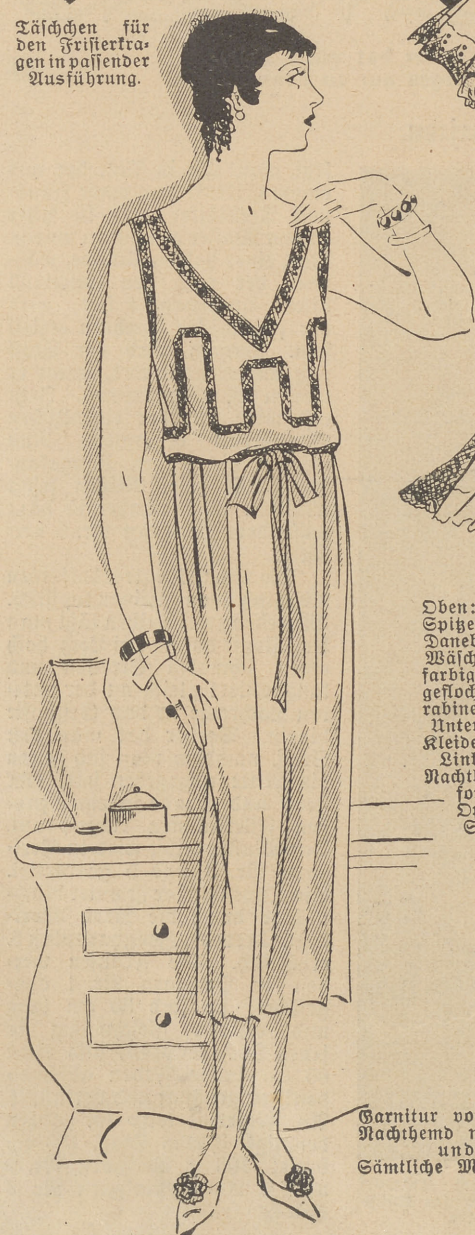
Für den Abend, zur mehr oder weniger großen Toilette ist seidene Wäsche besonders angenehm, in Haus, Beruf und Sport, wie auch in der warmen Jahres-

Grüßertragen aus Wäschebatist mit fest anliegendem hohen Kragen und Bogenapplikation in rosa oder hellblau. Unten: Büstenhalter mit reichem Spitzenbesatz für das Abendkleid. Nachthemd mit Tülleinsätzen und Punktstickerei.

Hemdhoose aus pastellfarbenem Chinatrepp, Knopfschmuck und Auflege von Spitzenstoff.



Täschchen für den Grüßertragen in passender Ausführung.

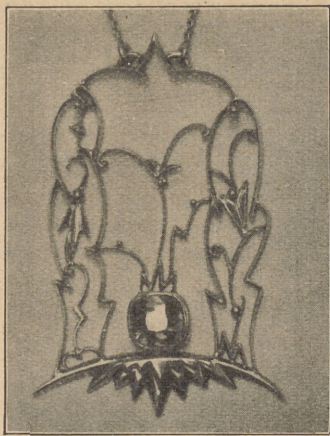


Links: Nachthemd in schlichter Form aus lachsroter Wäsche. Oben: Nachthemd aus weißem Dyal mit Hand-Hohltaumlschmuck.

Oben: Hemdhoose mit reichem Spitzenschmuck für Abendkleider. Daneben: Leicht auswechselbare Wäscheträger aus zartfarbigen Glasperlen geflochten und mit Karabinerhaken versehen. Unter durchsichtigen Kleidern zu tragen. Links: Kleidsames Nachthemd in Empireform aus mattrosa Dyal mit schlichter Spitzenverzierung.

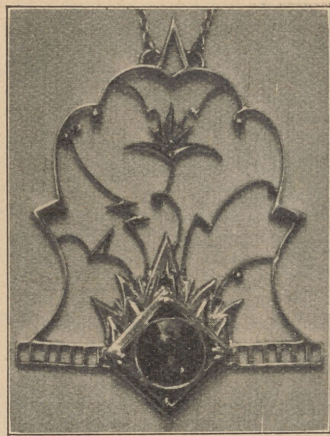


Garnitur von Hemd, Beinkleid und Nachthemd mit reichem Fülleinsätzen und feiner Stickerei. Sämtliche Modelle: W. F. Grünfeld, Berlin.



zeit ist ihr ein Stück aus blütenweißem Wäschestoff jedoch entschieden vorzuziehen. Ein anderer Kampf der Meinungen wogt um die Frage: weiß oder farbig? Wenn auch zugegeben werden soll, daß ein zartfarbiges Hemdchen mit passendem Unterkleid zu einem dünnen, hellen Kleid, z. B. einem solchen aus Crêpe-Georgette, die einzig richtige Ergänzung bildet, so wird doch für den Allgemeingebrauch die weiße Wäsche, die man richtig auskochen kann, in der Welt stets den Vorrang behaupten. Ein Ausnahme bilden die Schlafanzüge, sofern sie aus

echten Schmuck in dem Maße zu erwerben, wie vor dem Kriege, wo die deutschen Juweliers einen sehr beachtlichen Umsatz ihrer Waren verzeichnen konnten. Deshalb braucht man aber noch lange nicht auf jeden echten Schmuck zu verzichten und sich nur mit Talmi-Glitzertand begnügen. Unsere Edelschmiede sind sich der Lage ihrer Abnehmer wohl bewußt, sie haben deshalb mit vielem Erfolg versucht, aus schlichterem Material, wie es Silber, Elfenbein und das Heer der Halbedelsteine darstellt, Schmuckstücke zu formen, die es an Wirkung und Formschönheit getrost mit den kost-

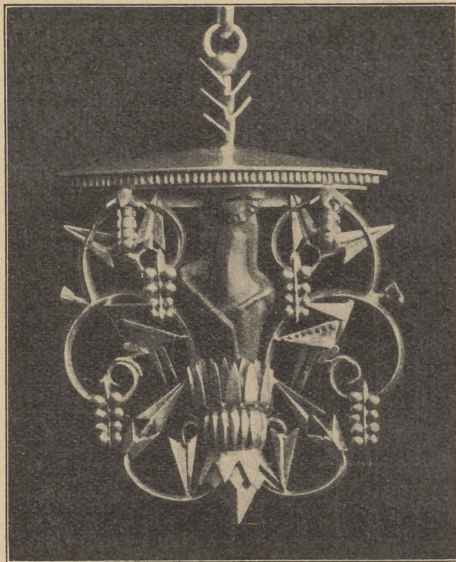


barsten Gebilden aus Platin und echten Perlen aufnehmen können und die es verdient, daß die „Mode“ sich ihnen zuwendet. G. T.

indanthrengefarbten Stoffen hergestellt sind. Auch weiße Wäsche kann man durch Verwendung feinsten Linons und Batiste und durch Anbringung reichen Hand-Hohlsaum schmuckes und Weißstiche- rei sehr elegant gestalten, ohne sie dadurch weniger dauerhaft zu machen.

Die Formen der Wäsche drängen insofern zur Vereinfachung, als die schlank machen sollende Linie der Oberkleidung keine reichen Volants, keine Rüschen und Krausen darunter verträgt. Aus diesem Bestreben heraus entstand die Hemdhose, Hemden mit angearbeiteten Büstenhalter, und neuerdings die Rockhemdhose (also nicht mehr zwei, sondern drei Fliegen mit einer Klappe). Die Rockhemdhose ist eine Kombination mit aufgesetzter breiter Rockfalbel, so daß sich das Tragen eines Unterleides erübrigt. Diese neue Form wird in heißen Sommertagen viel Anklang finden.

Tritt das Beinkleid für sich allein auf, so ist es in der Taille mit Gummizug versehen. Die Achselträger der Hemden und Unterleider bestehen in den meisten Fällen aus zartfarbigem



Vier Anhänger in Gold- oder Silberfiligran mit Halbedelsteinen. Aus der Edelschmiede Herwegh Boß im Wald.

Seidenband, das mit geschürzten Garnschlingen und Perlmutterknöpfchen befestigt wird. Träger aus Spitzen müssen zweckmäßigerweise mit etwas Stoff unterlegt sein, weil sie sonst beim Gebrauch gleich am ersten Tage zusammenschnurren. Detta.

Vom echten und vom falschen Schmuck.

Kleidung und Schmuck stehen miteinander in engster Verbindung; eins muß das andere ergänzen. Ein schlichtes Gewand kann durch edlen Schmuck gedelt werden, ein geschmackloses Kleid gestaltet auch der kostbarste Schmuck nicht zu einem erfreulichen Anblick um. Die in den letzten Jahren zu großer Verbreitung gelangte Sitte, sich mit unechtem Schmuck zu behängen, das Glitzern der Simili- brillanten, das Schillern der falschen, oft haselnußgroßen Perlen hat in vielen Frauen das feine Gefühl für das, was beim Schmucktragen möglich ist und was nicht, lahmgelegt. Das soll und muß aber wieder anders werden! Schmuck will mit Takt und Geschmack getragen sein. Eine meterlange Kette rostig an-

durch die Geburt eines zweiten Kindes aufs beste für das Wohl des Erstgeborenen gesorgt zu haben. Sie übersehen, daß der Nutzen, der einem Kinde wird, wenn es aufhört, einziges zu sein, leicht durch die Schwierigkeiten aufgewogen wird, die gerade aus dieser Tatsache erwachsen können. Sorglosigkeit und Unbedachtlichkeit können hier Schaden bringen, und es kann nicht genug betont werden, daß es von Seiten der Eltern eines vorsichtigen Verhaltens bedarf, wenn sie Schädlichkeiten vermeiden wollen.

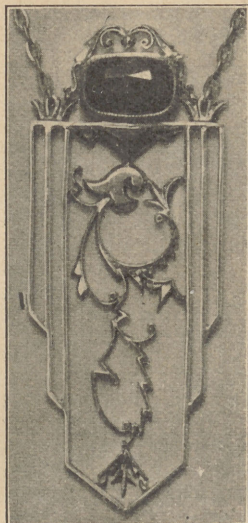
Versuchen wir, uns in die Seele eines bisher einzigen Kindes einzufühlen. Ein, zwei oder mehr Jahre war es der Abgott der Familie, wurde allein angestaunt und verwöhnt, und nun auf einmal tritt es naturgemäß in den Hintergrund. Das neu- angekommene Kind in seiner Hilfsbedürftigkeit zieht das Interesse stark an sich. Das Erstgeborene kann den Wandel der Dinge nicht begreifen, und selbst wo es in vernünftiger Weise allmählich darauf vorbereitet wurde, wird es die Veränderung zum mindesten gefühlsmäßig nicht anerkennen wollen. Eifersucht ist die natürliche Folge, und wenn die Eltern nicht bestrebt sind, dem Kinde durch besondere Liebe und Zärtlichkeit über diese schwere Zeit hinwegzuhelfen, wenn die Umgebung dem Kinde zu viel an Aufmerksamkeit und Anteilnahme entzieht, ist der Schaden unübersehbar.

Man sollte sich nicht durch die Freude, die das Kind vielleicht dem Neuankömmling gegenüber an den Tag legt, täuschen lassen. Abgesehen davon, daß des Kindes Gefühle — mehr noch als die des Erwachsenen — zwiespältig sind, hüten sich Kinder ja meist, ihre wahren Gefühle zu zeigen, wenn sie merken, daß diese



Anhänger in Gold mit weißem Email und Lapislazuli-Tropfen. Von Fritz Möhler, Gmünd.

gehauchter Kunstperlen, mehrmals um den Hals geschlungen, kann, zum flitterbesetzten Abendkleid gesellt, entzückend aussehen, in Verbindung mit einem marineblauen Vormittagskleid oder einem Strickjumper ist sie ein Unding. — In unserer arm gewordenen Zeit ist es uns natürlich nicht mehr möglich,



Nadel und Anhänger in Gold- und Silberfiligran mit Farbststeinen. Edel- schmiede Herwegh, Boß im Wald.

ihren Erziehern unerwünscht sind. Trotz dieser Verstellungskunst kommt es oft zu unerwarteten Entgleisungen, die uns zu denken geben sollten. Quälereien, die das ältere Kind an dem kleineren ausübt, sind meist Racheakte, die der Eifersucht entspringen. Überraschende Affektentladungen oder scheinbar zusammenhanglose Verstimmungen können die gleiche Quelle haben. Wir wollen hier nicht ins einzelne gehen, doch sei darauf hingewiesen, daß manche Kinder bald nach der Geburt eines Geschwisters als „nervös“ gedeutete Symptome zeigen, die den unbewußten Zweck haben, das Interesse der Mutter auf sich zu ziehen, sie sich zurückzuerobern. Eßstörungen, schweres Einschlafen, Bettnäßen, Stottern u. a. m. können unter diesem Gesichtswinkel gedeutet werden.

Aber auch das jüngere Kind hat Schwierigkeiten, die aus seiner naturgegebenen Rolle erwachsen. Es hat immer jemanden über sich, dem es sich anzugleichen sucht. Zwar hat dies auch eine entwicklungsfördernde Kraft, und ein nachgeborenes Kind entwickelt sich daher auch häufig schneller als das erste. Aber daneben stehen auch hemmende Momente in großer Zahl. Das zweite Kind ist immer „das Kleine“, wird nicht nur von den Erwachsenen, sondern auch von den Geschwistern gegängelt, für klein und unentwickelt angesehen, man traut ihm weniger zu, kurz tut alles, um seine Minderwertigkeitsgefühle hervorzurufen. Diese und andere Konflikte sollten von den Eltern nicht außer acht gelassen werden. Ganz besonderer Aufmerksamkeit bedarf aber das mittlere Kind. Es steht zwischen zwei Mächten und hat die Schwierigkeiten

des älteren und des jüngeren Kindes durchzukämpfen. Hier der Gegensatz zum Weitersein des einen, dort zur Hilflosigkeit des anderen. Das ältere Kind wird um sein Mehrkönnen und Mehrdürfen und das Anders-mit-den-Eltern-Stehen bewundert und beneidet, das kleinere Geschwisterchen erscheint verwöhnt, denn man gestattet ihm vieles, was man selbst heute nicht mehr darf. So hat das arme Mittelkind unter besonderen Komplikationen zu leiden, und in seinem Charakter prägen sich diese Einflüsse meist aus.

Nicht zu übersehen in ihrer eingreifenden Wichtigkeit sind auch die Probleme, die den Kindern aus dem Geschlechtsunterschied erwachsen. Der Neid der Mädchen auf die Knaben ist eine anerkannte Tatsache und kommt auch dort zur Auswirkung, wo nicht — wie so häufig — durch falsche erzieherliche Beeinflussung seine Verstärkung angebahnt wird.

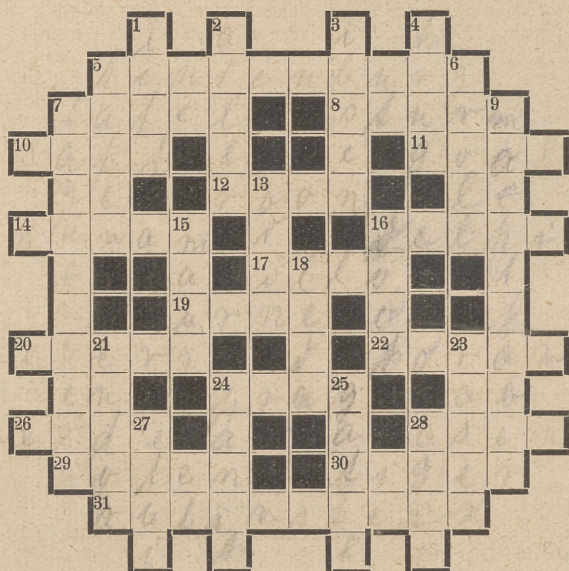
Wo ausgeprägte Begabung des einen Kindes, körperliche Vorzüge, bessere Gesundheit Gegensätze unter den Geschwistern hervortreten lassen, ist der Boden für seelische Schwierigkeiten gegeben, die dann noch besonders zur Auswirkung kommen, wenn Eltern ihre Liebe ungleich verteilen.

So haben wir einige Momente dargelegt, die das Seelenleben des Geschwisterkindes gefährden und zu Fehlentwicklungen führen können. Und wenn beim Einzelkind durch erzieherliche Maßnahmen ausgleichend gewirkt werden muß, so sollte auch der Möglichkeit erschwerender Einflüsse unter Geschwistern Aufmerksamkeit geschenkt werden — mehr als dies gemeinhin geschieht.

Nelly W. S.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 5. deutscher Generalfeldmarschall, 7. Schreibplatte, 8. Drama von Shakespeare, 10. Fruchtflüssigkeit, 11. Sportausdruck, 12. preußischer Kriegsminister, 14. hinterindisches Königreich, 16. Stadt in Indien, 17. Person aus „Wallenstein“, 19. Gefäß, 20. Romanschriftsteller, 22. Gebetbuch, 24. Stadt in Böhmen, 26. Planet, 28. nordisches Göttergeschlecht, 29. germanisches Volk, 30. Raubtier, 31. Komponist.

Senkrecht: 1. Personenaufzug, 2. Raubvogel, 3. norwegischer Dichter, 4. Gefäß, 5. Landungsplatz, 6. Unmut, 7. Schlachtort in Ostpreußen, 9. herrschende Persönlichkeit, 13. germanischer Gott, 15. Ragetier, 16. abgeschlossenes Hafenbecken, 18. Gestalt der griechischen Sage,

— sen — sei — sim — sis — son — ster — tau — ter — ti — tief — us — vi — wal — ze sind 27 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. männlicher Vorname, 2. griechische Sagengestalt, 3. Ständchen, 4. christliche Eigenschaft, 5. ägyptische Göttin, 6. männlicher Vorname, 7. Quellfluß des Pregel, 8. Himmelsrichtung, 9. junge Nonne, 10. norddeutscher Fluß, 11. jagdbares Wild, 12. weiblicher Vorname, 13. Reinigungsmittel, 14. Oper von d'Albert, 15. weiblicher Vorname, 16. französischer Fluß, 17. Sübrucht, 18. Metall, 19. biblischer Held, 20. europäischer Staat, 21. niederdeutscher Maler, 22. Dramaturg aus der Zeit des jungen Schiller, 23. südamerikanischer Staat, 24. deutsches Mittelgebirge, 25. Perfektion, 26. Einsiedler aus

21. biblischer Ort, 23. Grasfläche, 24. sinnlose Schreckensäußerung, 25. Verwandter, 27. Behälter, 28. börsentechnischer Ausdruck.

2. Silbenrätsel.

Aus den 69 Silben: a — a — a — ad — bens — chi — cho — da — da — de — de — den — der — e — e — ei — ei — fe — ge — go — hirsch — i — iff — in — in — land — land — le — le — len — man — mar — mut — na — na — ne — ne — ne — no — no — nor — nus — o — po — re — re — ret — ri — ri — ri — rich — rot — ru — san — se

der ersten christlichen Zeit, 27. südamerikanische Stadt.

Die ersten und die vierten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort aus Schillers „Hoffnung“.

3. Versteckrätsel.

Migräne — Dffingen — Theodor — Beresina — Zebra — Braunschweig — Viktoria — Erdbeere — Methode — Advent — Gesundheit — Ostende — Verblendung — Pflicht — Regel — Folie — Abtenau.

Je drei aufeinanderfolgende Buchstaben in diesen Wörtern — entsprechend zu neuen Wörtern verbunden — besagen einen im Leben und Schaffen eines großen Meisters hochbedeutsamen Namen. — Stgr. —

4.

„O Wort getrennt,“ sprach jüngst mein Frauchen,
„Willst du denn alles Geld verauchen?“
Ich wüßte bessere Verwendung!
Als meiner Wünsche Ziel erscheint
Mir ein Porträt von Wort vereint
In wahrhaft herrlicher Vollendung.“
sk.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 18.

1. Bilderrätsel: Vollstreckende Gewalt. — 2. Silbenrätsel: Danas, Erlau, Regen, David, Ephraim, Ister, Carock, Seiler, Chamisso, Erasmus, Barock, Romeo, Aesop, Medom, Chils, Telegraph, Weimar, Emma, Massau, Inelsberg, Georgine, Efen, Roman, Bagdad, Raleigh, Imme, Leber, Lausitz. — „Der Deutsche braucht weniger Brille und Mikroskop, mehr Auge und Herz.“ — Rembrandt als Erzieher. — 3. Geographisches Ordnungsrätsel: Kolberg, Gumbinnen, Wiesbaden, Stendal, Herlohn, Botsdam, Beuthen, Silesheim, Solingen, Bromberg, Sonderburg, Dirschau. — Ruedesheimer. — 4. Tonga, Tango, Mogat. — 5. Panzer, Parzen.